



2013

**TEMESCHBURGER
HEIMATBLATT**

EHRENTAFEL DER MEDIKAMENTENSPENDER



Ute BERTRAM - Halle

Dr. Gabriele GLESSING - Reutlingen

Dr. Dietmar HILLIER - Landshut

Theresia KERNER - Landshut

Dr. Roland KÖRÖSY - Landshut

Dipl.Ing. Anna MAURER - Laupheim

Peter MEIER - Heidenheim/Brenz

Dr. Christine MOUCHAIREFA - Halle

Dr. Ines RIEDL - Nauendorf

Dr. Joachim SABIERAJ - Eningen u. A.

Dr. Bärbel SANDER - Halle

Dr. W. Alfred ZAWADZKI - Reutlingen

Herausgeber:

HOG TEMESCHBURG;

Druck: Fischbach Druck GmbH - Reutlingen, Juli 2013

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2013; 24. Jahrgang

COPYRIGHT: **HOG TEMESCHBURG**. Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes, Gestaltung, Layout und Redaktion:

Dr. W. Alfred Zawadzki, Obere Wässere 3-7, 72764 Reutlingen, Tel. 0 71 21 / 24 06 25; Fax. 0 71 21 / 21 07 36;
Email: Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de

Folgende Landsleute haben aktiv mitgewirkt: Prof. Josef Appeltauer; Wilhelmine Appeltauer; Hans Bohn; Dr. Hans Dama; Uwe Detemple; Ottmar Baldur Feistammel; Hans Fink; Dr. Hans Gehl; Robert Glatt; Franziska Graf; Harry Graf; Dr. Gerhardt Hochstrasser; Marliese Knöbl; Elisabeth Kronenberger; Dr. Franz Marschang; Peter Mildenerberger; Altraut Ost; Dipl.-Ing. Ines Reeb Gische; Horst Samson; Radegunde Täuber; Dr. Arnold Töckelt; Richard Weber, Wilhelm Weber; Brigitte Zawadzki; Erika Zawadzki; Remo Zawadzki; Dipl.-Ing. Almuth Ziegler; Roswitha Ziegler.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge steht der jeweilige Verfasser ein! Für konstruktive Kritik sind wir dankbar! Bitte alle Leserbriefe an obige Adresse zu schicken. Die Karikaturen sind von Franz Bittenbinder. Alle anderen Grafiken, Kunstdrucke und Textsymbole sind von Fred Zawadzki.



EDITORIAL



Verehrte Damen,
sehr geehrte Herren,
liebe Landsleute,

Unser neues Heimatblatt, das dreizehnte seit der neuen Redaktion, umfasst 100 Seiten, vollgepackt mit Temeschburger Geschichte, kulturellen Leckerbissen und erlebten Ereignissen aus unserer alten Vaterstadt. Wir mussten letztes Jahr sehr viele Publikationen auch an Nichtmitglieder verschicken (übrigens auch in die Schweiz, nach Österreich und Rumänien) und sind froh eine so große Fan-Gemeinde erarbeitet zu haben.

Ich weise erneut darauf hin, dass sich so mancher leichter tun würde, wenn er Mitglied in der HOG-Temeschburg wäre und somit Anfang/ Mitte August immer das Heimatblatt zugesandt bekäme. Unser Mindestjahresbeitrag beträgt nach wie vor 15 Euro!

An dieser Stelle bitte ich auch um Nachsicht dafür, dass wir pro eingetragensem HOG-Mitglied definitiv nur EIN Heimatblatt versenden können, selbst wenn Familienmitglieder Anspruch auf weitere Exemplare anmelden.

Mit viel Stolz aber auch etwas Unbehagen nehmen wir erneut zur Kenntnis, dass unsere Hefte aus öffentlichen Bibliotheken "gestohlen" werden und verzweifelte Bibliothekare des Öfteren Belegexemplare nachfordern. Da unser Budget in den letzten Jahren etwas gestrafft werden musste und wir die Anzahl der Drucksachen eingeschränkt haben, sind wir nicht immer in der Lage ALLEN Anforderungen nachzukommen. Ich entschuldige mich hiermit bei so manchem Landsmann, der enttäuscht feststellen musste, dass es für ihn kein Zusatz-Exemplar (im wahrsten Sinne des Wortes) mehr gab. Wir haben so manchen Heimatblatt-Fan mit unseren PDF-Dateien (also die original Druckvorlage als PC-Datei) trösten müssen, gaben ihm aber trotzdem die Möglichkeit sich daraus den bzw. die gewünschten Beiträge auszudrucken. Vielen Dank für Ihr Verständnis! Die HOG Temeschburg hat aus den Jahren 2010, 2011 und 2012 nur noch wenige Archiv-Exemplare, die aus Thesaurus-technischen Gründen nicht veräußert werden können.

Unsere diesjährige Publikation hat noch immer das Motto: *Kunst und Kultur in Temeswar* und bringt im kulturellen Teil einen außergewöhnlich liebevoll recherchierten Bericht unserer Schriftführerin, Frau Ines Reeb

Gische, die eigens nach Temeschburg gefahren ist und vor Ort alle Temeswarer Galerien aufgesucht und die Galeristen bzw. Inhaber, zur großen Freude unserer Kunstliebhaber, interviewt hat. Unsere alte Vaterstadt hat als Kulturzentrum schon immer einen Sonderplatz eingenommen und wir Temeswarer hatten stets eine besondere Zuneigung für öffentliche Kunstwerke, Museen und Galerien. Glücklicherweise ist die bewegte Kunstszene noch immer Bestandteil der Begastadt und darüber zu schreiben war Frau Reeb Gische ein besonderes Anliegen. Obwohl die kulturellen Bedürfnisse in der Banater Metropole wesentlich anspruchsvoller geworden sind und für deren Verständnis nicht selten eine akademische Ausbildung von Nöten wäre, haben es die hart arbeitenden Künstler nicht leicht Fuß zu fassen, da es nach wie vor sehr wenig Sponsoren aus dem staatlichen oder privaten Bereich gibt.

Beatrice und Albert Krauss schrieben eine kurze aber sehr zu Herzen gehende Mail an die Redaktion, die ich hier, der Essenz wegen, gleich niederschreiben muss:

"...wie jedes Jahr freuten wir uns auch heuer, als das Temeschburger Heimatblatt in unseren Briefkasten flatterte. Sehr interessant und sehr lehrreich finden wir auch diese Ausgabe wieder. Die Zusammenstellung ist grandios. Weiter so, hoffentlich gibt es das Heimatblatt noch lange Jahre".

Solche warmherzigen Mails sind Öl auf unsere fleißig arbeitenden Mühlen und ermutigen uns weiter zu machen und Ihnen das Abschiedslächeln dieser untergegangenen Zeit und Menschlichkeit voller Wohlwollen und behaglicher Laune näherzubringen, aber auch gleichzeitig die Hoffnung zu schüren, dass Teile davon in unseren Kinder weiterleben werden.

An dieser Stelle soll auch allen Einsendern gedankt werden, die es verstanden haben, uns erlebte oder erzählte Geschichten zuzuschicken, deren Authentizität, durch die Publikation im Heimatblatt auf Jahre hinaus gesichert ist und auch den Lesern nächster Generationen unsere Heimatverbundenheit bekundet. Mein Sohn Remo hat durch die vielen Papiere, Fotos, Skizzen und Zeichnungen die bei mir in einem organisierten, nur für mich überschaubaren Durcheinander auf dem Boden liegen, des Öfteren einen Weg bahnen müssen. Das hat ihn einerseits geärgert, hat aber auch eine gewisse Neugier in ihm geweckt und ihn veranlasst Fragen zu stellen bezüglich Temeswarer Architektur, Bezeichnungen und sprachlicher Besonderheiten. Er versteht nun zu gut, wie tief mein Herz und Wohlsein abhängig ist von den Temeswarer typischen Dächern, Türmen, Brücken und Redensarten und weshalb diese Arbeit Teil meines Lebens geworden ist!

Dr. W. Alfred Zawadzki



INHALTSVERZEICHNIS

Temeswarer und Banater Schwaben zu Kultur und Politik
Einladung zum Temeschburger Treffen nach Ingolstadt

Dr. W. Alfred ZAWADZKI

Seite 4
Seite 6

GESCHICHTLICHES

Alt- und Neu-Temeswar
Gibt es ein Schweizer Vorbild für das Banat?
Dozsa vor Temeswar
Deutsche Rundfunksendung im Banat(4)
Vom "grünen Baum" zum "roten Ochsen"
Rumänische Könige aus dem Hause Hohenzollern
Vier Temeswarer Jungs erkunden Siebenbürgen
Banater Schwaben

Helmfried HOCKL
Dr. Hans GEHL
Thomas BREIER
Hans BOHN
Dr. Gerhard HOCHSTRASSER
Peter MILDENBERGER
Herbert GEISS
Dr. Hans DAMA

Seite 7
Seite 9
Seite 15
Seite 17
Seite 20
Seite 22
Seite 25
Seite 27

TEMESCHBURGER PERSÖNLICHKEITEN

Desider Sinkovich
Hildegard Weissenburger ist 80 geworden
Zentenarium eines urwüchsigen Temeswarers
Hildegard Kremper-Fackner - in Memoriam
Der Bildhauer Peter Szaif aus Temeswar
Über die Temeswarer Wurzeln der Tiergeschichte Otto Alschers
Je größer der Baum, desto stärker die Wurzeln
Emanuel Knöbl - engagiert für fränkische Heimat

Wilhelm und Richard WEBER
Franziska GRAF
Prof. Josef APPELTAUER
Franziska Graf
Lucia STEMPEL
Helga KORODI
Uwe DETEMPLE
Marliese KNÖBL

Seite 28
Seite 35
Seite 36
Seite 38
Seite 40
Seite 44
Seite 47
Seite 48

KULTURELLES + AKTUELLES

Temeswarer Galerien und Museen
Zwei Wochen als Opa auf Dscherba
25 Jahre Patenschaft in Ingolstadt
Ein Dankeschön an Ines Reeb Gische
In der Barbierstube
Geschenk vom Himmel
Anekdotisches
Lyrisches Eck: Hans Dama, Hans Wolfram Hockl, Peter Barth, Hans Mokka, Ernst Temeschburger

Ines REEB GISCHE
Hans FINK
Franziska GRAF
Franziska GRAF
Robert GLATT
Robert GLATT
Peter MILDENBERGER

Seite 49
Seite 64
Seite 66
Seite 67
Seite 68
Seite 69
Seite 70
Seite 71

GESELLSCHAFT UND VEREINE

Fussball in Temeswar

Karl LUDWIG

Seite 74

GAUMENSCHMAUS

Koch-/ Backrezepte aus der alten Heimat -Teil XIII
Weinbau im Banat, Siebenbürgen und Rumänien -Teil II
Nationale und Internationale Auszeichnungen für Rekascher Weine

Brigitte Ina KUCHAR
Dr. Arnold TÖCKELT

Dr. W. Alfred ZAWADZKI

Seite 75
Seite 76
Seite 77

TEMESCHBURGER JUBILÄEN UND JUBILARE

Zum 90. Todestag von Adam Müller-Guttenbrunn
Geburtstagskinder 2013

Dr. Hans DAMA
Roswitha Ziegler

Seite 78
Seite 80

ERLEBTES TEMESWAR

Lange Ferien
Ein verhängnisvoller Sommertag
Unser erstes Auto
Neubeginn
Postkarte vom Ende der Welt
Aktuelle Leserbriefe

Wilhelmine APPELTAUER
Hans BOHN
Harry GRAF
Dr. Franz MARSCHANG
Dr. W. Alfred ZAWADZKI
Lisa KRONENBERGER

Seite 82
Seite 84
Seite 86
Seite 88
Seite 92
Seite 94

Erfassungsbogen für neue Mitglieder

Seite 96



TEMESWARER UND BANATER SCHWABEN:

WIE STEHT ES UM UNSERE KULTUR UND WO STEHEN WIR POLITISCH IM JAHRE 2013 DER BUNDESTAGSWAHL?

Donnerstag, 13. Juni 2013, war meine bis jetzt letzte Vernissage beim Kreisverband des Reutlinger Roten Kreuzes. Volles Haus, Sektgläser, warme Seelen, hitzige Debatten, kaltes Büffet. Fragen prasseln auf mich ein aus allen Richtungen. Stress und Hektik selbst hier in meinem Element der Ruhe, des vermeintlichen Abschaltens. Ich als Arzt, als Kunst- und Kulturmensch sollte ja stolz sein, das so viele Leute meine Bilder sehen und wissen wollen, was mich damals bewegt hat, das oder jenes zu malen und worin die Symbolik der einzelnen Titel liegt.

Und trotz allem. Wie oft habe ich mir schon gewünscht bei meiner eigenen Vernissage nur als unsichtbarer Zaungast dazustehen, das Menschenmeer zu genießen und die Bilder zu markieren, vor denen die meisten Leute stehen bleiben. Und die vielen Zeitungsfrützen! Blitzlichter, "bitte dorthin stellen, her schauen, lächeln!" Und alle wollen so viel auf einmal erfahren.

Dann meldet sich eine besonders schlaue Reporterin von den Lokalnachrichten. Der Name tut nichts zur Sache, aber das Aussehen: wirre Frisur, ungeschminkt, ungebügeltes T-Shirt, Birkenstock-Latschen, ungepflegte Fußnägel. Eine tiefsinnig grübelnde Gefühlsbremse, mit dem Charme einer im Regal vergessenen Bohnenkonserve. Eine Frau mit geistigem Schnorchel, die meint Seelenknoten entflechten zu müssen, von der Sorte, die noch nie im Leben ein Deo benutzt hat, um die Ozonschicht nicht zu gefährden. Sie will zwei Punkte ausdrücklich beantwortet haben:

1. Ob ich mit Kunst und Kultur bereits in meiner alten Heimat oder erst in Deutschland in Kontakt gekommen wäre und

2. Wo ich als Banater Schwabe eigentlich politisch stehe?

Da schwillt meine Donauschwäbische Halsschlagader und meine Hektik schlägt in Wut um. Die Fragen selbst, aber auch die Frequenz - das Zündholz in meinem Benzinkanister. Ich kann gar nicht anders als dieser "Mamsell" die Leviten zu lesen. Meine Stimme muss laut geworden sein, weil alles um uns herum verstummte. Ich sprach nur zu ihr, meinte aber mit Sicherheit auch alle anderen - Einheimischen - die nur sensationsgeil etwas Frisches zu Papier bringen wollten und deren Ohren - gierig wie hungrige Mäuler - meiner Antwort entgegenfieberten.

Erstens, sagte ich bestimmend, werde ich ihr in wenigen Sätzen die Essenz der Kulturgeschichte der Banater Schwaben aufzählen, damit sie nie mehr in Versuchung gerate daran zu zweifeln.

Kunst, tönte ich, als Ergebnis eines kreativen Prozesses, gab es bei uns schon im Elternhaus, im Kindergarten und in der Grundschule und das im Überfluss! Aufgeschlossenheit für den Fortschritt, Fleiß, Ehrlichkeit, ein ausgeprägter Gemeinschaftssinn, eine angeborene Lebensbejahung und eine nicht enden wollende Arbeitsfreude seien die Wesenszüge unserer kleinen Gruppe, die sich, im Gegensatz zu den Deutschen auf deutschem Boden, jahr-



hundertlang in der Fremde gegen die Nationalisierungsbestrebungen einzelner Mächte behaupten musste. Daran haben auch langandauernde Jahre der Not und Entsagung nichts geändert. Ganz im Gegenteil. Die Wahrung unseres alten Kulturgutes half uns das alles leichter durchzustehen. Und wir haben vor allem die "geistigen Güter" in die neue/ alte Heimat mitgebracht und damit die europäische Kulturlandschaft erweitert. Von unseren Pionierleistungen könne sich der eine oder andere noch etwas abschneiden. Und, dass wir trotz unserer verlorenen Heimat stolz seien auf unsere Bräuche und unser Kulturgut und, trotz gelegentlicher Anfeindungen, standhaft und unbeirrbar heimatverbunden blieben. Und dass wir willens seien, eine gemeinsam erlebte Geschichte der Unterdrückung und Vertreibung mit all ihren politischen Konsequenzen, souverän in unseren Alltag zu integrieren und vorbehaltlos, mit erhobenem Haupt, an unsere Kinder weiterzugeben. So viel zur Kulturfrage.

Zweitens, politisch, stünde ich auf der richtigen Seite, und zwar bei den GUTEN!

Da staunen Sie, was? Ich bin gegen Unterdrückung, Schweinereien, Korruption, Mord oder Schwindel! Ich habe nichts gegen die Sozialisten, die Linken oder die Konservativen, solange sie den Staat nicht in den Bankrott treiben. Das kenne ich nur zu gut, da hätte ich aber was dagegen. Und ich bin auch nicht gegen die vielen anderen Parteien, bei denen Gut und Böse, Richtig und Falsch nicht klar erkennbar sind. Bei denen verhalte ich mich neutral. Und damit bin ich wieder bei den Guten!

Ich meine hier definitiv nicht die *AFD*, die Anti-Euro-Partei, die sich gerade durch Skandale selbst zerlegt, sondern DIE Guten die gegen Krieg und Diktaturen sind. Wenn aber Krieg gegen einen Diktator geführt wird, mit überschaubaren Verlusten und dadurch Menschen

befreit und besseren Lebensbedingungen zugeführt werden, bin ich wieder bei den Guten, die auch Krieg führen dürfen.

Ich rede von den Guten, die Gewinn und Mehrwert anstreben, die höchsten Güter der menschlichen Existenz aber, wie Freiheit, Würde, Liebe und Gerechtigkeit nicht vernachlässigen. Ich meine die Guten, die nicht automatisch vorgegebene Werte nachplappern, sondern die Fähigkeit besitzen, komplexe Situationen zu erfassen, selbständig zu denken und eine eigene Urteilkraft zu entwickeln! Und jene, die Respekt, Wertschätzung und Anerkennung nicht nur geltend machen, sondern auch vorleben und für die Konsequenzen ihres Handelns einstehen.

Genauso bin ich bei den Guten, die sich auf die Fahne geschrieben haben Leistungsträger zu fördern und Mittelständler nicht durch neue Steuererhöhungen zu vertreiben. Und wenn ich gut sage, meine ich das auch, und zwar die Guten, nicht die Perfekten, aber auf jeden Fall die Authentischen, die Glaubhaften, die, die Schubladen und die Vorurteile im Kopf zu überwinden bestrebt sind und dabei nicht vergessen mit interkulturellen Unterschieden verschiedenster Denkmuster und Wertesystemen umzugehen.

Jawohl, die Guten, die anspruchsvoll, deutlich aber auch zurückhaltend sein können, im Stande sind ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu vertiefen und trotzdem vornehm auftreten und Respekt einflößen! Diese "Guten" sind gerade dabei sich als Partei offiziell zu konstituieren. Hoffentlich schaffen sie es noch bis zur Bundestagswahl!

Noch weitere Fragen?

Herzlichst,
Ihr Dr. Zawadzki



EINLADUNG ZUM DIESJÄHRIGEN HEIMATTREFFEN DER HOG TEMESCHBURG UND DER HOG FRATELIA,

Der Vorstand der HOG TEMESCHBURG und der HOG FRATELIA lädt Sie und Ihre Familie herzlichst zu unserem 2013-er Heimattag ein. Die Veranstaltung findet in der Sportgaststätte FREIE TURNERSCHAFT RINGSEE, Martin-Hemm-Str. 80, in 85053 INGOLSTADT, Stadtteil Unsernherrn, am Samstag den 12. Oktober 2013, statt.

Liebe Temeschburger und Frateliaer,

zum 30. Mal haben Sie zu Ihrem Heimattreffen geladen, es ist also ein kleines Jubiläum, das Sie dieses Jahr begehen können. Zum fünften Mal findet dieses Treffen in Ingolstadt statt, und ich freue mich, dass Menschen aus dem gesamten Bundesgebiet dazu anreisen werden.

Wir haben 1987 die Patenschaft über die Banater Schwaben in Bayern übernommen, denn gerade in den 80er Jahren haben sich viele Banater Schwaben in unserer Stadt niedergelassen und hier eine neue Heimat gefunden.

Ingolstadt ist traditionell eine weltoffene Stadt, die zahlreiche Kontakte und Freundschaften in andere Regionen und Länder pflegt.

Wir haben beispielsweise im vergangenen Jahr das 50-jährige Bestehen unserer Städtepartnerschaften mit dem italienischen Carrara und Kirkcaldy in Schottland begangen. Heuer feiern wir 50 Jahre Partnerschaft mit dem französischen Grasse. Wir haben mittlerweile neun Partnerstädte in ganz Europa.

Ingolstadt war nun ein Jahr lang UNICEF-Kinderstadt und die Bürgerinnen und Bürger sowie Ingolstädter Unternehmen haben mehr als 400.000 Euro für das Kinderhilfswerk gesammelt, die der Gemeinde Légmoin in Burkina Faso zugute kommen. Für diese afrikanische Gemeinde haben wir ebenfalls eine Patenschaft übernommen, um den Menschen dort auch über das UNICEF-Jahr hinaus unsere Freundschaft und Unterstützung zuzusichern.

Die Ingolstädter sind weltoffen – sie sind aber auch bodenständig und sehr mit ihrer Stadt und ihrer Heimat verwurzelt. Sie engagieren sich für ihre Stadt und bringen sich mit Lob, Kritik und Ideen ein. Das zeigt uns immer wieder, wie sehr ihnen die Stadt am Herzen liegt.

Auch die Heimatvertriebenen und Spätaussiedler waren stets engagierte und rege Mitbürgerinnen

und Mitbürger, die sich von Anfang an in ihrer neuen Heimat aktiv eingebracht haben. Dabei haben sie aber die frühere Heimat nicht vergessen und pflegen – gerade zu festlichen Anlässen – noch heute deren Brauchtum und Traditionen.

Sie werden bei Ihrem Heimattreffen im Oktober Gelegenheit haben, in Gesprächen mit Freunden und Bekannten, Erinnerungen an früher aber auch Neuigkeiten auszutauschen. Dabei wünsche ich Ihnen viel Vergnügen und einen angenehmen Aufenthalt in Ihrer Patenstadt Ingolstadt.

Dr. Alfred Lehmann





ALT- UND NEU-TEMESWAR

Die Banater Metropole einst und jetzt

von **Helmfried HOCKL**

Wer heutzutage nach Temeswar reist, entdeckt Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes. Das Zentrum ist herausgeputzt und beeindruckt mit seiner großzügig angelegten Lloyd-Zeile, der Domplatz strahlt in seiner barocken Farbenpracht und vermittelt das Bild einer österreichischen Provinzhauptstadt des 18. Jahrhunderts, zu denen auch Temeswar gehörte (1850: 25.000 Einwohner, das Stadtgebiet beschränkte sich auf Innere Stadt, Fabrikstadt und Josefstadt).

Dass es sich innerhalb zweier Jahrhunderte zu einer richtigen Metropole und Großstadt entwickelte. (2012: 305.000 Einwohner), ist sowohl der Voraussicht der Habsburger Behörden als auch dem Fleiß seiner Bewohner zuzuschreiben, vor allem aber deren Ziel, Wien, die Hauptstadt des Kaiserreichs, in allen Belangen nachzueifern und diese, wenn möglich, sogar zu überflügeln. Das ist nachweislich nur in einem Punkt gelungen, nämlich in der 1884 eingeführten elektrischen Straßenbeleuchtung.

Es zeugt vom Selbstbewußtsein des Temeswarer Bürgertums, dass es seine Stadt stolz „Klein Wien“ nannte. Es gab ein blühendes deutschsprachiges Kulturleben, Presse, Theater und ein gut strukturiertes Schulwesen, darunter auch mehrere Klosterschulen. Erst nach dem österreich-ungarischen „Ausgleich“ (1867), als Wien die Kulturhoheit an Budapest abtrat, wurde das deutsche Kulturleben, wie auch das der Rumänen und Serben, allmählich durch eine drastische chauvinistische Gesetzgebung nahezu zerstört und erholte sich erst, als das Banat – sein größerer westlicher Teil – Rumänien zugeschlagen wurde. Das deutsche Kulturleben blühte wieder auf, und das der Rumänen und Serben ebenfalls.

Lange Zeit, bis Ende der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts, war Temeswar eine Stadt, in der Multikulturalität gelebt wurde. Überall hörte man die drei Hauptsprachen Rumänisch, Deutsch und Ungarisch, gelegentlich auch Serbisch und Bulgarisch, und es war eine Selbstverständlichkeit, dass jeder alteingesessene Temeswarer meistens zwei, oft auch drei, in seltenen Fällen sogar vier Sprachen beherrschte. Auf den Märkten sah man Bäuerinnen in schwäbischer, rumänischer und bulgarischer Tracht, die Theaterplakate und viele Geschäftsschilder waren dreisprachig, ganz zu schweigen von den Friedhöfen, wo alle Nationalitäten friedlich nebeneinander ruhen. Die Multikulturalität fand ihren Ausdruck nicht zuletzt auch darin, dass Temeswar drei Staatstheater hat: Ein rumänisches, ein deutsches und ein ungarisches, alle drei unter einem Dach (Theater-Opernhaus).

Trotz Kommunismus und Enteignung allen Privatbesitzes lagen die leitenden Funktionen in den meisten Geschäften immer noch in der Hand der einheimischen Banater Deutschen, Ungarn, Juden und Rumänen, zwischen denen seit eh und je ein gutnachbarliches Einvernehmen, eine Symbiose, bestand, bezeichnend für den Geist Alt-Temeswars.

Typisch für **Alt-Temeswar** war die überall anzutreffende räumliche Großzügigkeit. Zwischen der Inneren Stadt, wo im 18. Jahrhundert die Festung stand, und den Vorstädten, gab es viel unbebauten freien Raum, fast einen Kilometer breit, weil die Verteidiger der Festung den Feind frühzeitig erspähen und angreifen wollten. Bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts lag dieses Gelände brach, wurde als Spielwiese oder als Sportplatz genutzt. Die träge durch die Stadt fließende grünbraune Bega, von Trauerweiden flankiert, wurde von Anglern, Schwimmern und Wassersportlern gleichermaßen benutzt, und war an manchen Stellen, in der Nähe der Brücken, von einladenden Terrassen gesäumt.

Die einstige Altstadt – die Innere Stadt, Fabrikstadt und Josefstadt – blieb vom Krieg verschont, und auch allzu große Bausünden verschandelten das Stadtbild nicht, so dass die 14.500 historischen Gebäude ein einheitliches, unverwechselbares Ensemble darstellen, auch dieses ein Abbild altösterreichischer Architektur. Leider sind sehr viele, wenn nicht gar die meisten dieser sehenswerten Häuser in schlechtem Zustand und müssten dringend renoviert werden. Weil dazu aber die finanziellen Mittel fehlen, hofft man auf EU-Hilfen, die fällig sind, wenn es Temeswar gelingt, in absehbarer Zukunft den Titel „Europäische Kulturhauptstadt“ zu erlangen, der jährlich an zwei europäische Städte der EU verliehen wird. Alles in Allem war Temeswar bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhundert eine Stadt, in der sich - trotz Kommunismus - ein Stück altösterreichischer Lebensart bewahrt hatte.

Diese Alt-Temeswarer Atmosphäre begann aber, gezielt und staatlich gelenkt, in den sechziger Jahren zu bröckeln. Der Zentralregierung in Bukarest – das Land nannte sich seit der Einverleibung Siebenbürgens und des Banats stolz *Großrumänien* – war der multinationale Charakter des Banats und seiner Metropole schon immer ein Dorn im Auge gewesen, denn bis zum Zweiten Weltkrieg bildeten die Rumänen in der Stadt nur ein Drittel der Bevölkerung. Aber weil die Eigentumsverhältnisse stabil waren und die wirtschaftliche Kraft vor allem in den Händen der Banater Deutschen, Ungarn und Juden lag, änderte sich an der ethnischen Zusammensetzung Temeswars und des Banats bis 1945



wenig. Eine erste massive Veränderung ergab sich nach dem Zweiten Weltkrieg durch den massiven Bevölkerungsrückgang der Deutschen, als Folge der Kriegseignisse. In den fünfziger und sechziger Jahren wanderten des weiteren, still und leise, 8000-10.000 Juden nach Israel aus, die im Zuge der Gründung des Staates Israels von zionistischen Kreisen gegen harte US-Währung abgekauft wurden. Behördlicherseits achtete man darauf, dass die Auswanderung in kleinen Schüben vor sich ging, unbemerkt von der Öffentlichkeit, um keine Unruhe aufkommen zu lassen.

Die stark vorangetriebene Industrialisierung brachte Tausende rumänische Zuwanderer in die Stadt, vor allem aus dem Osten (Moldau) und Süden des Landes (Muntenien und Oltenien). Um sie zügig unterzubringen, entstanden in den riesigen freien Flächen rund um die Innere Stadt unzählige Wohnblocks. Sie umgaben die Altstadt wie ein Gürtel und stehen mit ihrer schmucklosen Bauweise in scharfem Kontrast zu ihr.

Schon Ende der fünfziger Jahre bildeten die Rumänen die überwältigende Bevölkerungsmehrheit. Die alteingesessene Banater Bevölkerung, auch die ethnischen Rumänen, stand diesen politisch begründeten Veränderungen machtlos und misstrauisch gegenüber, doch dagegen wehren oder aufbegehren konnte sie während der kommunistischen Diktatur nicht. Man äußerte sein Missfallen lediglich durch ironische Witze, vor allem auf Kosten der Oltenier, damals die größte Gruppe von Einwanderern.

Nach dem Sturz des kommunistischen Regimes wanderten aus der Banater Metropole rund 25.000 Deutsche aus, nicht klammheimlich wie seinerzeit die Juden, sondern lawinenartig, einer den anderen mitreißend, vor den Augen der staunenden Öffentlichkeit. Und nun setzte das ein, was die einheimischen Rumänen bissig-ironisch als die zweite „Kolonisation“ des Banats bezeichnen (die erste fand im 18. Jahrhundert statt): Aus dem Altreich drangen in die durch die massive Auswanderung der Banatdeutschen entstandenen Lücken erneut Süd- und vor allem Ostrumänen aus der Moldau ein, im Volksmund „Moldowäner“ genannt, auch diesmal durch öffentliche Propaganda staatlich gelenkt. Sie besetzten zahlreiche Stellen und Funktionen im öffentlichen Dienst. Dank der politischen Freiheit im postkommunistischen Rumänien setzten sich die Einheimischen mit Hilfe der Presse und des Rundfunks zur Wehr und prangerten den Expansionskurs der zugewanderten Rumänen an, denn sie fühlten sich von den Fremden an den Rand gedrängt. Unter dem Druck der Öffentlichkeit traten daraufhin einige Funktionäre zurück, darunter 2008 der Direktor des Kulturstamts, aus der ostrumänischen Bukowina stammend. Der Zuzug jedoch hielt weiter an.

Für Nichtkenner der Materie sind diese Ereignisse auf den ersten Blick unverständlich, handelt es sich doch

sowohl bei den Einheimischen als auch bei den Zuwanderern um Angehörige desselben Volkes. Aber hier prallten zwei unterschiedliche Welten zusammen, eine mitteleuropäische der Einheimischen und eine osteuropäische der Zuwanderer. Die Neubürger brachten ihre eigene Mentalität, ihre eigene Weltanschauung und Lebensart mit, durch die Jahrhunderte lange Zugehörigkeit zum osmanischen Reich teilweise auch orientalisch gefärbt, während die Banater Rumänen durch die zweieinhalb Jahrhunderte währende Zugehörigkeit zur Habsburger Monarchie und das enge Zusammenleben mit Deutschen und Ungarn mitteleuropäisch geprägt wurden, was sich in allen Lebensbereichen widerspiegelt. Voller Stolz zitieren diese heute noch den Spruch „Das Banat ist Spitze“ (rumänisch: *Banatu-i fruntea*) und spielen damit vor allem auf die wirtschaftliche Überlegenheit dieser Region an, die selbst das kommunistische Regime trotz bewusster Vernachlässigung des Banats bis zum Auszug der Deutschen nicht ganz beseitigen konnte. Danach aber setzte die Überfremdung massive Akzente. Laut inoffiziellen Zählungen beträgt die Banater einheimische Bevölkerung, inklusive aller nichtrumänischen Volksgruppen, nur noch 40-45%. Die Mehrheit der Banater Bevölkerung besteht heute aus Zuwanderern, von den Banatern im Volksmund gering-schätzig als „Zugelaufene“ (rumänisch *vinituri*), von den Intellektuellen ironisch als Emigranten bezeichnet.

Die veränderte Bevölkerungsstruktur macht sich überall bemerkbar. Die südländisch aussehenden Menschen prägen das Stadtbild, und auf der Straße hört man nur selten Ungarisch, kaum noch Serbisch, und Deutsch nur höchst selten. Der Anteil aller Minderheiten beträgt nur noch 10%. Auch das empfinden die heimatbewussten Banater Rumänen als Manko, gehörte es doch seit jeher zum Geist Alt-Temeswars, mehrsprachig und multikulturell zu sein.

Eine weitere „Orientalisierung“ besteht in den zahlreichen Bettlern in der Stadt, unter ihnen viele Straßenkinder, und rund 4000 herrenloser Hunde, die beide schwierig zu bekämpfen sind. Die „Integration“ der Zuwanderer vollzieht sich nur zögerlich, weil die Einheimischen in der Minderheit sind. Die Banater Mentalität wird sich wohl kaum durchsetzen, so wie auch Alt-Temeswar für immer verschwunden ist. Es entsteht allmählich ein **Neu-Temeswar**, an das sich alle gewöhnen müssen, auch wenn es für die Altbanater ein schmerzlicher Prozess ist.



GIBT ES EIN „SCHWEIZER VORBILD“ FÜR DAS BANAT?

von Dr. Hans GEHL

Jeder Schweiz-Besucher kann es (wie ich) bestätigen, dass diese kleine Alpenrepublik, das Land der Schweizer Eidgenossen (nach dem Länderkennzeichen ihrer Autos auch als CH – *Confederatio Helvetica* - bekannt), anders und in vielen Beziehungen sogar besser als Deutschland ist, obwohl unser Land unbedingt als ein Vorbild für Rumänien gelten kann. Dort spricht man von der mustergültigen Sauberkeit in der Schweiz und in Deutschland, während es damit schon in Frankreich bedeutend schlechter steht. In Rumänien haben die Versuche, den Müll zu trennen und rechtzeitig abzuholen, nicht immer Erfolg. Es gibt noch mehr Pannen als in Italien, wo der Straßenmüll in Mailand auch oft „zum Himmel stinkt“.

Ein europäisches Musterland

Die Schweiz ist wirklich ein Musterland in vielen Hinsichten. Sie hat sich (ebenso wie das gebirgige Norwegen). *nicht in die EU* und in die gemeinschaftlich Eurowährung hineinzwängen lassen, so dass sie die aktuellen unguten Entwicklungen mit ihrem starken „Fränkli“, von ihrer sichereren Warte aus, gelassen betrachten kann. Die Schweizer haben vor drei Jahren in einer Volksabstimmung den EU-Beitritt erneut abgelehnt. Sie wollen lieber unabhängig bleiben („Wir wollen sein ein freies Volk von Brüdern“, wie es der Treueschwur ihrer drei Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden auf der Rütliwiese über dem Vierwaldstätter See, der legendäre „Rütli Schwur“, vorgibt) und nicht von Brüssel fremde Weisungen entgegennehmen und ausführen zu müssen.

Ähnliches kann man über Norwegen von den Angestellten im Nordkap-Hotel erfahren: „Das skandinavische Norwegen sei gut beraten, der Eurozone fern zu bleiben“, obwohl bekanntlich Schweden ein verlässlicher Partner in der EU und Finnland sogar ein mustergültiges Land in der Eurozone ist, das seine Schulden ohne Fremdhilfe abgebaut hat und auch kulturell auf der Höhe ist: Die Pisa-Studie hat Finnland Bestnoten erteilt.

Desgleichen bewährte sich die Schweiz seit Jahrhunderten als *neutrales Land*, was zur Folge hat, dass sie von großen Kriegen und ihren direkten schädlichen Auswirkungen verschont geblieben ist. Die Eidgenossenschaft hat ihre eigenen Sozialstrukturen und Bürgerrechte, manche haben schon seit Jahrhunderten ihre Gültigkeit. So kann man es in abgelegenen Tälern noch tatsächlich erleben, dass die mündigen Bürger vor dem Rathaus durch Heben oder Senken ihres „Fähnli“ mit dem weißen Kreuz über eine wichtige Entscheidung abstimmen, aber sie danach auch unbedingt mittragen.

Schweizer Sauberkeit und Ordnung

Straßen, Gebäude und öffentliche Einrichtungen in der Schweiz sind allezeit vorbildlich *gepflegt und sauber*, wie es einmal ein rumänischer Fußballreporter während eines Spiels einer rumänischen mit einer Schweizer Mannschaft kommentiert hat. Dabei lobte er auch die Sauberkeit des Stadions, was ihm von den rumänischen Behörden übel genommen wurde. Wie kann man so unpatriotisch sein? Er konnte seinen Kopf aber noch aus der Schlinge ziehen, indem er später sagte, die Schweizer wären auch nicht sauberer als die Rumänen, bloß rückt nach jedem Fußballspiel ein Heer von Straßenkehrern an, um den hinterlassenen Schmutz der Schweizer Zuschauer wegzuräumen. Wer räumt den Dreck in Rumänien weg?

Eine internationale Besonderheit ist der so genannte „Rote Platz“ im Zentrum des Ostschweizer Städtchens Sankt Gallen, zwischen dem uralten Münster und dem Bahnhof der Stadt gelegen. Sowohl ein kleiner Platz als auch die Verbindungsstraße zwischen der Berg- und der Bahnhofstraße sind nämlich von einer roten Styropor-Schicht überzogen, so dass selbst ein Auto, Tische und Bänke darunter verborgen sind. Und darauf liegt überhaupt kein Abfall. Der Kunststoff ist schon beim Auftragen, aber auch durch Regen, Frost, durch den Druck der Fußgänger und die Radbelastungen der Fahrzeuge in den Bitumen der Straße so fest eingedrückt, dass er mit ihm fast eine Einheit bildet. Die originale, rote Straßenfarbe ist deshalb ein Merkmal der Ostschweizer Bergstadt Sankt Gallen, und die egsamete Straße ein gepflegter Wohnraum geworden.

Die Schweiz bewahrt noch - im Unterschied zum heutigen Deutschland - die alten europäischen Tugenden: *Pünktlichkeit, Ordnung und Sauberkeit*. Dennoch fallen im Stadtbild (aller Schweizer Städte) bereits die zahlreichen Einwanderer aus Inder und Afrika auf. Italiener waren ja schon längst Teil des Schweizer Bundes; bloß Türken sind weniger als in Deutschland anzutreffen. Und auch in den gegenwärtigen Schweizer Straßen tauchen schon gelegentlich Zigarettenstummel und Papierfetzen auf – ein Missstand, der, zusammen mit den dauerhaft wiederkehrenden Wandschmierereien z. B. im Tübingen Umfeld des Bahnhofs oder in Münchener Stadtvierteln mit Migrationsdichte, schon sehr lästig ist. Naja, es gibt wohl noch auf Sauberkeit bedachte alte Schweizer Eidgenossen, doch die werden ja am Nachmittag und Abend zu Hause bei Kaffee und Kuchen sitzen und überlassen die Straßens der - bunten - Jugend, der natürlich auch die Zukunft gehört.

Um den Züricher Fluss Limat und am Bahnhof der größten Stadt der Schweiz lungern nachts bereits grünlende



Drogierte herum, die minutenlang strampeln und brüllen, wenn die Polizei sie packt und entfernen will. Und wer hätte das gedacht: Selbst im romantisch-beschaulichen Luzern liefern sich Samstag nachts betrunkene Jugendliche Straßenschlachten, deren Opfer von Rettungsfahrzeugen und von der Polizei abgeschleppt werden. Die kleine Bundeshauptstadt Bern (mit nur 100.000 Einwohnern) ist ruhig und UNESCO Welterbe, doch die grauen Häuser könnten schon mal restauriert und getüncht werden. Gäste aus aller Welt passen sich in der Schweiz aber besser an die zivilisierte Lebensweise an als anderswo.



WOLFSBERG - Blick ins östliche Tal
Fotoarchiv Dr. Zawadzki

Man gewinnt sogar den Eindruck, dass die Schweiz mit ihren Zuwanderern, Ausländern und Gastarbeitern anders umgeht als Deutschland. Die Eidgenossen vermitteln ihre überlieferten Vorstellungen von einem zivilisierten Zusammenleben, und die Neubürger richten sich danach. Das versäumen die Deutschen zu meist und hoffen vergeblich auf eine selbstständige Homogenisierung der verschiedenen Lebensansichten und Kulturen. So kommt es häufig zu Missständen und

Fehlentwicklungen, die später nur mehr schwer korrigiert werden können. Dazu beklagen sich viele Deutsche aus den neuen Bundesländern, dass sie in westlichen Regionen Deutschlands bloß als eine Art Gastarbeiter angesehen werden. Das trifft umso mehr auf deutsche Aussiedler aus Osteuropa und aus Kasachstan zu, die nicht als vollwertige Deutsche gelten. Sind denn Asiaten und Afrikaner „mit deutschem Pass“ besser als sie?

Infrastruktur einer hochalpinen Region

Landschaftlich ist die Schweiz wunderschön, wie alle *Alpenregionen*. Bloß mit der Abstufung, dass die österreichischen Alpenländer vielfach lieblicher, die Schweizer Kantone majestätischer und die norwegischen himmelhohen Basaltgipfel und die abgrundtiefen Fjorde für durchschnittliche Mitteleuropäer (und für Osteuropäer umwo mehr) überwältigend sind.

Als *Tunnelbauer* sind die Schweizer schon seit dem 19. Jahrhundert weltbekannt – ebenso wie die Niederländer Weltmeister im Deichbau ist. Die Schweizer Straßen und Autobahnen werden immer in gutem Zustand erhalten (nicht so wie heute die holprigen deutschen Straßen), auch wenn das Geld immer zu knapp ist. Denn Geld bringende Touristen fahren auch im Winter in die verschneiten Berge; deshalb sind die Straßen und gelben „Postbusse“ jederzeit verlässlich wie eine Schweizer Uhr. Auf der Landkarte – und aus dem Flugzeug – besteht die Schweiz ja nur aus hohen Gebirgszügen. Doch Schiffsverkehr ist in den vielen Flüssen und Gebirgsseen möglich. Zudem wird das ganze Land von Straßen durchröhrt. Wo Gebirgsketten den Verkehr stören, führen endlose Tunnel hindurch.

Zum 17 km langen *Gotthard-Tunnel* kam kürzlich ein 26 km langer Basistunnel hinzu, der die europäische Longitudinalverbindung auf der Eisenbahnstrecke Hamburg-Basel-Mailand um eine Stunde verkürzt. Die 25 Milliarden Baukosten werden (wie im norwegischen, 300 m tiefen, Unterseetunnel vom Festland auf die Nordkapinsel) durch die Benutzungsgebühren eingenommen. Sobald die investierte Summe eingenommen ist, fällt die Maut fairerweise weg; es ist keine Abzockerei sondern eine durchdachte, ehrliche Maßnahme. Um die europäische Transversalstrecke Budapest-Paris-Madrid (nach dem Vorbild des legendären Orient-Express von Istanbul nach Paris) zu modernisieren, sollte nach deutschen und europäischen Vorstellungen das Nadelöhr Ulm-Stuttgart (über die Schwäbische Alb) modernisiert werden, und zwar durch einen Tunnel und einen Stuttgarter unterirdischen Durchgangsbahnhof. Doch unendliche gerichtliche Einwände und danach große „Gegendemonstrationen“ in Stuttgart (wie das Veto einiger Banater Großbauern beim Bahnbau vor 150 Jahren) sollten das Großprojekt verhindern. Ende 2011 kam es zu einer Volksbefragung in ganz Baden-



Württemberg, die zum Leidwesen der grünen Landesregierung und ihrer Schützlinge, der schwarzen „Juchtenkäfer“ in Stuttgarts Parkbäumen, scheiterte. Schweizer Vorbild, wo bist du, mit deinen „Fähnli“, gegen unsere Trillerpfeifen und Baumbesetzer?

Imposant ist die Fahrt des Glacier-Express nichts bloß von Tirano, am Comer See, nach Saint Maurice und von Chur nach Zermatt, sondern auch von Interlaken (zwischen dem Berner und dem Thuner See) im Berner Oberland mit einer Schmalspurbahn vorbei an Grindelwald und dann mit einem dreigleisigen Zahnradbähnli hoch ins ewige Eis und Schnee, zum 3454 m hohen *Jungfraujoch*. Bloß die Jungfrauspitze schaut mit 4150 m noch ein wenig höher aus den Wolken heraus; weiter die Eigerspitze (3970 m), der Mönch (4099) und das Schreckhorn (4078 m). Bevor man in einen 9 km langen Tunnel bis zur Endstation, einfährt, sieht man in einem fünf-Minuten-Aufenthalt durch Panzerglasfenster direkt auf die senkrechte *Eiger-Nordwand* hinaus, danach auf das strahlende *Eismeer*. Auf der Aussichtsplattform in 3500 m Höhe ist die Luft recht dünn und man muss tief einatmen um sich anzupassen.

Im hochalpinen ewigen Eis ist ein Dauerbetrieb nur in Tunnelgängen der Granitfelsen möglich. Ähnlich wurde beim norwegischen *Nordkap* eine riesige Halle in den Basalt der Skanden eingegraben und ist seither im Dauerbetrieb. Am UNESCO-Welterbe Jungfraujoch beeindruckt der *Eispalast* (mit eisigen Pinguinen und Bären) und die Sphinx mit Ausblick auf den 29 km langen Aletsch-Gletscher. Wie am Nordkap zeigt ein Dokumentarfilm im Panoramakino die Gebirgswelt aus allen Blickwinkeln. Die Auffahrt über die Kleine Scheidegg vermittelt (wie bei einer Nordkap-Reise), den Übergang von der blühenden Hochebene über Taiga und Tundra in die Regionen des Firnschnees. Sturzbäche fallen - wie in den nordischen Skanden - die über 2000 m Steilhänge als schäumende Wasserfälle herab in die grüne Aare.

Für uns Leute aus der Ebene ist es unverständlich, wie die Alpinisten ohne Sauerstoffmaske die schroffen Granitwände hochklettern können. Da ist uns eine Wanderung auf dem Wiener *Leopoldsberg* schon gemütlicher, von wo das europäische Entsatzheer unter dem Polenkönig Sobieski am 12. September 1683 auf das türkische Belagerungsheer hinabstürmte und die drohende Eroberung Wiens verhinderte. Dieser Sieg leitete die Zurückdrängung der Osmanen und als Folge auch die Ansiedlung unserer Vorfahren im Banat ein.

Die Berner Oberländer sind harte Gebirgsbauern, die ihre Weiler (mit dem Suffix *-wil*) mit den Holzhäusern im Schweizer Stil zwischen Felswände und Wälder ins Gebirge erbauten und ihre Simmentaler Kühe auf den Almen weiden. Die tiefer gelegenen, größeren Siedlungen wurden auf Touristenbetrieb eingestellt. Neben den allgegenwärtigen Japanern, für deren Reisegruppen

Sonderzüge hochfahren, sieht man keine Türken (wie in Deutschland), doch viele Inder, als Touristen und Immigranten. Der Schwyzer Lokführer muss die Fahrgäste auf Deutsch, Französisch und Englisch begrüßen, alles mit starkem Akzent. Sein Oberländer hochalemannischer Dialekt wäre uns unverständlich, ebenso wie der europäische Geist den freien Schweizern ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Europa ist der Schweiz und Skandinavien (besonders Norwegen) zum Greifen nahe, ist ihnen aber doch fern geblieben.

Das umstrittene Schweizer Bankgeheimnis

Die Frage der Schweizer Banken und ihrer anonymen Besitzer ist ein anderes Kapitel, aber heute sind viele kleine Länder, wie Monaco, Liechtenstein und Luxemburg (pardonez-moi, *Luxembourg*) in undurchsichtige Geldgeschichten verwickelt. In diesen Geldinstituten können Steuerflüchtlinge, Diktatoren, Drogenbosse und anderes lichtscheues Gesindel ihr ungewaschenes und auf kriminelle Art gewonnenes Geld sicher deponieren. Vermutlich liegen auch große Summen auf Schweizer Banken, die vom Verkauf von Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen stammen, auch wenn das offiziell immer bestritten wird.

Andererseits geloben die Eidgenossen ja Besserung und werden vielleicht sogar die Steuerflüchtlinge den Finanzämtern melden. Im Deutsch-Schweizerischen Steuervertrag sollen aber bloß die steuerpflichtigen Summen dem deutschen Fiskus abgeliefert, jedoch nicht die Kontoinhaber preisgegeben werden. So wollen die Schweizer Banken ihr Gesicht wahren. Die Amerikaner gehen radikaler vor und wollen das System der Steuerflüchtlinge beenden.

Insel des multiethnischen Zusammenlebens

Als kleines Wunder mutet im größtenteils nationalistischen Europa (s. Frankreich oder Griechenland und Tschechien) an, dass in der Schweizer Eidgenossenschaft *mehrere Volksgruppen* jahrhundertlang im selben Land zusammenleben konnten, ohne ihre Sprachen und Sitten aufzugeben und ohne sich gegenseitig zu zerfleischen: Das ist eben die berühmte viersprachige Schweiz. Zwar klingen einzelne Ambitionen bedenklich: *seulement français* in die Westschweiz, am Genfer See; jenseits des San Bernardino das *italienisch* geprägte Tessin, mit Aufschriften wie *“basta sprechi – solo italiano!”* Im italienische Ticino verkehren die Lokalzüge von Locarno natürlich über die unsichtbare Grenze ins Bella Italia, während man im kühleren Norden die Schweizer Bundesbahn bei Kreuzlingen verlassen und in einen deutschen Zug nach Konstanz umsteigen muss, das nahtlos an Kreuzlingen anschließt.

Rätoromanisch ist die römische Überlieferung um Chur,



das ab 15 n. Chr. der Verwaltungssitzort, die *Curia Romana Raetica* der römischen Provinz Rätien im heutigen Kanton Graubünden (Grischun). Diese Sprache gleicht kaum dem ostromanischen Rumänisch, denn es setzt das Vulgärlateinische der römischen Söldner und Beamten (bis ins 3. Jh.) fort. Eine Fahrt durch die Sur-selva, die Silvaplana und andere Hochtäler ergibt, dass sich die kleine Ethnie der Ladiner und Rätoromanen gegen das umgebende Schwyzerdütsch kaum wird behaupten können, denn es lebt vom (deutschsprachigen) Tourismus und muss ihm weichen.

Doch diese kleine Gruppe pocht auf ihr Recht als die vierte Schweizer Nationalsprache in der Verwaltung und Politik, auf zweisprachige Namens- und Firmenschilder, und sie besitzt ein eigenes *Rätoromanisches Wörterbuch*. Auf einer Züricher Tagung des *Schweizer Idiotikons* (des 130-jährigen mundartlich-kulturellen Wörterbuchs der deutschsprachigen Schweiz), wurde außer diesem, von der Stadt und dem Kanton Zürich sowie dem Schweizer Bund geförderten Jahrhundertwerk auch das *Italienische Wörterbuch* mit Sitz in Lugano, das *Französische Wörterbuch* aus Genf und das *Rätoromanische* aus Chur vorgestellt. An dessen Arbeitsstelle sprechen häufig Minderheiten aus Frankreich vor (Normannen, Basken, aber auch Elsässer und Lothringer), um Ratschläge für die Durchsetzung der eigenen sprachlich-kulturellen Autonomie einzuholen – in der Grande Nation Français sicher vergeblich.

Außer anderssprachigen Inseln gibt es in der Helvetischen Republik auch die große deutsch-alemannische Nordschweiz, mit den Urkantonen Schwyz, Uri und Unterwalden, dazu mit den Kantonen Thurgau, Glarus, Appenzell und Aargau, wo noch die alte "Habsburg" steht, der Stammsitz der Habsburger. Freilich wurde die Schweiz nicht wie Österreich von diesen Abkömmlingen geprägt, sondern durch den Rüttelschwur, den Schiller'schen Gesslermord (Freiheitskampf) und die immerwährende eidgenössische Unabhängigkeit, selbst von Europa! Der Euro ist hier unerwünscht, und an den – offenen – Grenzen stehen noch aufmerksame Zöllner; zum Schutz vor Drogenschmugglern und anderen Gefahren.

Ausstrahlung des Schweizer Vaterlandes

Diese widerstrebenden Volks- und Sprachgruppen werden geeint durch die Liebe zu ihrem gemeinsamen Schweizer Vaterland, dessen Vorteile sie vor allem in der Fremde erkennen. Ein Schweizer (und auch Österreicher) mag an Holland das weite flache Land und die Wellen der Nordsee schätzen, doch zu Hause kann er nur in seinen Bergen sein. Johanna Spyri erkannte richtig, dass sich ihre kleine Heidi in Frankfurt niemals heimisch fühlen könnte und ihre Berge braucht, um gesund zu werden; ebenso ihre „gelähmte“ Freundin Klara. Als der Gaddafi-Sprössling Moamad in einem Schwei-

zer Luxushotel über die Stränge schlug und das Ordnungspersonal ohrfeigte – wofür er vor Gericht gestellt wurde –, empörte sich sein Wüstenschein-Vater, Oberst Muamar al Gaddafi und empfahl der UNO, das unbotmäßige Alpenland nach Nationalitäten aufzuteilen und die Konkursmasse an Deutschland, Frankreich und Italien zu verschenken („Einen Gaddafi beleidigt man nicht!“). In Lybien wäre das möglich gewesen, doch in der Schweiz weht das rote Fähnli mit weißem Schweizer Kreuz, und alle Bürger stehen zu ihrer Heimat und bestimmen ihre Schicksale selbst.

Dass in der Schweiz die verschiedenen Volksstämme zusammenleben konnten, ohne dabei ihre Sprachen und Sitten aufzugeben, grenzt – nach europäischen Maßstäben – schon fast an ein Wunder. Vielleicht hat Geografie etwas damit zu tun: Jede Gruppe lebt in ihren Tälern und lässt die Anderen in Ruhe. Wenn *Ungarn* diesem Vorbild gefolgt wäre, hätte seine Geschichte vielleicht einen anderen Lauf genommen. Die Gründer der Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns hatten in Versailles während der Friedensverhandlungen behauptet, dass ihre Staaten wie die Schweiz aussehen würden, zum Unterschied von Österreich-Ungarn, dem "Kerker der Völker", der nun zum Glück seinen befreiten Völkern einverleibt wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Großdeutschland zerschlagen und die siegreichen Nachbarn konnten sich nach Belieben an der Konkursmasse bedienen. Die nach Belieben verschobenen Grenzen wurden von den Siegermächten anerkannt und die Verlierer wurden – wie üblich – gar nicht gefragt. Die neuen Staaten (wie etwa *Eduard Beneš*, Präsident der Londoner Exilregierung der Tschechoslowakei) versprachen wieder alles nach Schweizer Vorbild zu machen. Wie konnte es aber nach dem Friedensschluss zu den schrecklichen Kriegsfolgen für so viele unschuldige Menschen gekommen, darunter die über zwölf Millionen deutsche Vertriebene aus den abgetrennten Ostgebieten Deutschlands und die fast zwei Millionen umgebrachten wehrlosen Zivilisten? Alles nur berechnete Vergeltung für eine vermeintliche „Kollektivschuld“? Ein Schweizer Modell hätte sicher ganz anders ausgesehen.

Das rumänische Banat als Antithese zur Schweiz

Für Außenstehende zur Orientierung: Die Schweiz wies nach der letzten bekannten Volkszählung, von 1986, 6.480.000 Einwohner auf, und im Banat waren es bei der letzten Volkszählung, von 2011, 1.333.126, davon 14.523 Deutsche (in Siebenbürgen waren es rund 19.000 Deutsche). Die heutige Gesamteinwohnerzahl Rumäniens von 19.043.000 Einwohner bedeuten einen Verlust von zwei Millionen seit der vorletzten Zählung von 2002. Zugleich ergab die Volkszählung von 2011 für die Banater Hauptstadt Temeswar 303.708 Einwoh-



ner. Demnach sind beide Gebiete, die Schweiz und das Banat, auf dem ersten Blick vergleichbar.

Es ist bekannt, dass auch im Banat – wie in der Schweiz – im Verlauf der Geschichte immer mehrere Volksgruppen nebeneinander gelebt, sich gegenseitig toleriert und auch respektiert, doch kaum zusammengearbeitet haben. Somit war auch das Banat noch im 20. Jahrhundert eine Vorzeigeregion für alle südosteuropäischen Gebiete, und das in vielen Hinsichten: für Völkerverständigung, Fortschritt, Wirtschaft, Kultur, Bildung – weniger für Politik. Auch im Banat hätte ein Schweizer Modell funktionieren können, wenn man die schwäbische Petition an die Friedenskonferenz in Trianon nach dem Ersten Weltkrieg ernst genommen und einen neuen Staat – als Heimat für alle Donauschwaben – gegründet hätte.

Denn unser Banat war in Südosteuropa tatsächlich eine Ausnahme: von 1718 bis 1779 österreichische Kronland mit eigener Verwaltung; 1779 wurde das Temescher Banat dem Königreich Ungarn angeschlossen. Nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 wurde das Gebiet Bestandteil Ungarns. Danach setzte die übersteigerte Madjarisierung ein und trieb bis 1918 absonderliche Blüten, von einfacher Namensmadjarisierung bis zum Gebot: *Wer ungarisches Brot isst, hat bloß ungarisch zu sprechen!* Wehe dem, der mit den "büdös svábok", den stinkenden Schwaben, sympathisierte und nicht dem auserlesenen Kulturvolk der Madjaren seine Reverenz erwies. Tausende Deutschen machten dabei mit.

Zum Kriegsende 1918 forderten zwar einige weitblickenden Politiker (angesichts der nationalen Vielfalt und der kulturellen Besonderheiten des Gebietes) eine Banater Autonomie, nach Schweizer Vorbild, doch die nationalistischen Sieger Rumänien und Serbien setzten sich in Trianon durch. Außer einer kleinen Ecke bei Szegedin, die bei Rumpfungarn blieb, wurde das Banat zu zwei Dritteln an Rumänien und einem Drittel an Jugoslawien aufgeteilt. Dabei wurden die Donauschwaben zersplittert und Großrumänien entstand durch den Anschluss des Banats und Siebenbürgens an das Altreich. Westlich orientierte Provinzen gerieten damit in den Sog des orientalisch-fanariotisch geprägten Machtbereichs, mit schwerwiegenden Folgen.

Somit war die Lage im rumänischen Banat, trotz ähnlicher Voraussetzungen, dennoch grundverschieden von der Situation in der Schweiz, auch wenn dieses, 1920 durch den Friedensvertrag, eigentlich das „Diktat“ von Trianon) an Großrumänien angeschlossene Gebiet immer ein offenes Fenster gegen Westen hatte und für die Banater, Bukarest ein Tor zum Balkan blieb. (Unsere Fernsehantennen waren in Arad Richtung Budapest und in Temeswarer gegen Beograd ausgerichtet,



*Herbstlicher SEMENIK
Fotoarchiv Dr. Zawadzki*

was Ceaușescu bei seinen Arbeitsbesuchen natürlich missfiel, denn: „Das Herz des Landes schlägt doch in Bukarest!“) Heute ist selbst die Hauptstadt Temeswar – vormals Klein-Wien genannt – mit einer orientalisch-fanariotischen Walze dem Landesdurchschnitt angeglichen worden. Die Zuzügler aus vielen armen Landesteilen blieben hier Fremdkörper und haben keinen Bezug zur überlieferten, weltoffenen Kultur des Banats.

Darstellung in Wörterbüchern und Lexika

Im Gegensatz zur Schweiz und vergleichbar mit Österreich, wo in Wien 2012 der hunderste Jahrestag seit der Gründung der bayerisch-österreichischen Wörterbuch-



stelle (ohne abschließende Ergebnisse!) begangen wird, brachte das Banat *kein Mundartwörterbuch* zustande, obwohl der 1956 an der Temeswarer Universität gegründete Germanistiklehrstuhl als seine wichtigsten Forschungsvorhaben die Erarbeitung und Herausgabe eines „Banater schwäbischen Wörterbuchs“ und einer „Deutschen Literaturgeschichte des Banats“ vorgesehen hatte. Das viel gepriesene „Schwäbische Wörterbuch“ ging an finanziellen, organisatorischen und handwerklichen Mängeln sang- und klanglos unter, ja, selbst das rumänische Banater Wörterbuch wurde bei der Lieferung *L* unterbrochen. Ungarische Wörterbucharbeiten gab es nur in Siebenbürgen, und die 50.000 Banater Serben – wie die heutigen Deutschen – hatten keine eigenen Ansprüche (anders als die ambitionierten Slowenen im österreichischen Kärnten).

Wer heute ein altes oder seltenes Wort aus dem Banater Schwäbischen suchen möchte, muss wohl auf meine donauschwäbischen Wörterbücher (des Handwerkerwortschatzes, der Landwirtschaft und der Lebensformen, Hans Gehl, 1997-2005) zurückgreifen, um fündig zu werden. Manchmal kann auch das Großsanktnikolauser Mundartwörterbuch von Lothar Blickling weiterhelfen. Ansonsten gibt es nur einige Mundartwörterbücher aus der Batschka.

Banater und rumänische Vorzüge

Die Schweiz war schon im 19. Jahrhundert ein Ziel vieler Touristen, besonders Alpinisten. Die Bergsteiger waren reiche Engländer, welche ihr Geld oft in den Kolonien ihres Weltreichs verdienten und danach in der Schweiz und in Österreich ausgaben. Zum Unterschied von der Schweiz urteilt der ausgeladene und (angeblich von Brüssel) wieder in Amt und Würden des Cotroceni-Palastes eingesetzte rumänische Staatspräsident *Traian Bășescu* – nach seinem Verständnis der neueren Entwicklungen in Westeuropa – etwa so: „Wir brauchen keine Autobahnen, selbst wenn ihr Bau von Europa finanziert wird – wie vormals in Griechenland –, denn die Touristen – einschließlich Prinz Charles – kommen alle mit dem Flugzeug und suchen in Rumänien bloß die Wildnis mit Bären und Wölfen“ (um Kronstadt und in den Ostkarpaten). Auch die Eisenbahn kann vernachlässigt werden, meint der Landespräsident, das Investitionsgeld ist besser in den Taschen der Politiker aufgehoben als in der maroden Rumänischen Eisenbahn, die noch in der Vorkriegszeit lebt.“ Auch so kann Klimaschutz verstanden, bzw. ad absurdum geführt werden. Auch in Deutschland gibt es ja Urwaldgebiete.

Dennoch hat Rumänien und auch das Banat dem Reisenden manches zu bieten: das malerische Banater Bergland, einst fruchtbare Ackerfelder, gepflegte Ortschaften mit schachbrettartig angelegten Straßen, sehenswerte Städte und – auf der Durchfahrt nach Siebenbürgen, die restaurierte Wallfahrtskirche Maria

Radna. Das ist nicht wenig, wird aber touristisch ineffektiv vorgestellt. Die Schweiz weiß ihr Vorzeigemädchen Heidi in der Autobahnraststätte „Heidiland“ und im benachbarten Maiefeld wirksam in Szene zu setzen, während Rumänien in Schäßburg und Bran den alten Dracula als rumänische Symbolfigur präsentiert.

Die jüngste, tragische Entwicklung

Die jüngere Entwicklung Rumäniens war leider nicht der Schweiz vergleichbar. Nachdem das Land seine jüdischen Bürger in den 1960er Jahren an die USA und an Israel verschachert hatte, folgten die Deutschen und damit begann ihr Exodus, denn nach allen Enteignungen, Entrechtungen und Deportationen sahen alle deutschen Banater Generationen, vor allem die junge, keine Zukunftsaussichten mehr in dem zunehmend balkanisierten Land: Die Rumäniendeutschen schrumpften von über 700.000 von 1940 auf 350.000, um 1960, und auf einen kläglichen Rest von 36.884 Deutsche (in Temeswar noch 4.173) bei der letzten Volkszählung von 2011. Auch die Ansiedlung von deutschen Investoren und Managern krankt an der Rechtsunsicherheit und Korruption des EU-Partners Rumänien, und das 1920 angestrebte Schweizer Vorbild galt nicht mehr für das gesplittene und danach abgewirtschaftete Banat.

Fazit: Es gab wohl ein Schweizer Vorbild für das Banat, und das gleich in vielen Beziehungen, doch nachgeahmt wurde davon herzlich wenig. Und so ging die Entwicklung in eine ganz andere Richtung und zwar von der betont westlichen Orientierung weg zum Bukarester „Herzen des Landes“. Ähnlich schwankt die Ukraine zwischen der Ausrichtung nach Europa oder nach Russland. Und an der Dâmbovița gingen die Uhren bekanntlich immer noch orientalisch-fanariotischem Rhythmus; der europäische Westen wurde hier nur als Melkkuh verstanden und keine Bringschuld der Empfänger akzeptiert. Das ist entschieden zu wenig.

Das Banat hat eben kein Fenster mehr gegen Westeuropa offen und auch die heutigen Bewohner Temeswars kennen größtenteils weder die Geschichte dieses früheren „Klein Wiens“, noch seine vielfältigen kulturellen Überlieferungen. Daher ist vom heutigen Banat bis zur Schweiz ein himmelhoher Unterschied, der nicht mehr ausgeglichen werden kann.



DOZSA VOR TEMESVAR

von Thomas BREIER

Vierhundertsechzig Jahre sind es her, seit sich vor den Toren Temesvars das Schicksal einer der größten Bauernbewegungen des Mittelalters entschied. Das Heer der Aufständischen unter der Führung Georg Dozsas wandte seine Hauptmacht gegen die Stadt. Es war wohl nicht zufällig, dass Dozsa sein Hauptheer gerade gegen diese Festung führte, die schon seit nahezu zwei Jahrhunderten, seit den Tagen Karl Roberts von Anjou, als der wichtigste Stützpunkt der feudalen Zentralgewalt in Südosteuropa galt.

Am 15. Juni brach das Gros der Bauernarmee nach der siegreichen Schlacht von Nadlak und nachdem Bischof Cszaki von Tschanad die gerechte Straft erreicht hatte – er war Kopf nach unten gehängt worden, nachdem das bischöfliche Archiv, die Zehntverpflichtungen enthaltend, zerstört worden war – in Richtung Temesvar auf, wohin die Creme des Adels unter Stefan Báthori geflüchtet war. Schon am 16. Juni stand man vor der Stadt und begann den Brückenschlag über den Fluss auf leeren Fässern, über die Rutenbündel und eine Erdschicht gelegt wurden. Auf dem Gebiet des heutigen Stadtteils Fabrik brachte Dozsa seine Artillerie zur Aufstellung und begann den Beschuss der Festung. Es zeugt von dem strategischen Weitblick des Führers des Bauernheeres, dass er schon von den ersten Tagen an versuchte durch einen Damm die Bega abzuleiten und den Weg für den Sturm auf die Festung freizulegen, und das Ziel aller Ausfälle der Belagerten war es nur, diese Arbeiten zu stören.

Am 27. Juni schrieb Báthori, nachdem jede Aussicht auf Hilfe seitens des Königs Vladislav II. vergeblich war, an Johann Zapolya von Siebenbürgen, obwohl er mit diesem in persönlicher Fehde lag. Es gelang dem geheimen Boten, das Heer der Belagerer zu durchschleichen. Am 1. Juli begann Zapolya sein Heer bei Alba Julia zu sammeln, und drei Tage später brach er in Richtung Eisernes Tor Siebenbürgens und Karansebes nach Temesvar auf.

Am 15. Juli kommt es zur Entscheidungsschlacht vor den Toren Temesvars. Zwar ist das Bauernheer Dozsas zahlenmäßig überlegen – etwa 40.000 Kämpfer führt das aufständische Heer gegen Zapolya in die Schlacht –, doch ist fast ausschließlich schwach bewaffnetes und durch die langen Belagerungskämpfe erschöpftes Fußvolk mit einem nur schwachen Kontingent leichter Reiterei, dazu noch belastet durch den großen Tross von Weibern und Kindern, den man gegen das wohl bewaffnete Ritterheer Zapolya ins Treffen führt.

Im vollen Bewusstsein der Entscheidung ordnet Dozsa



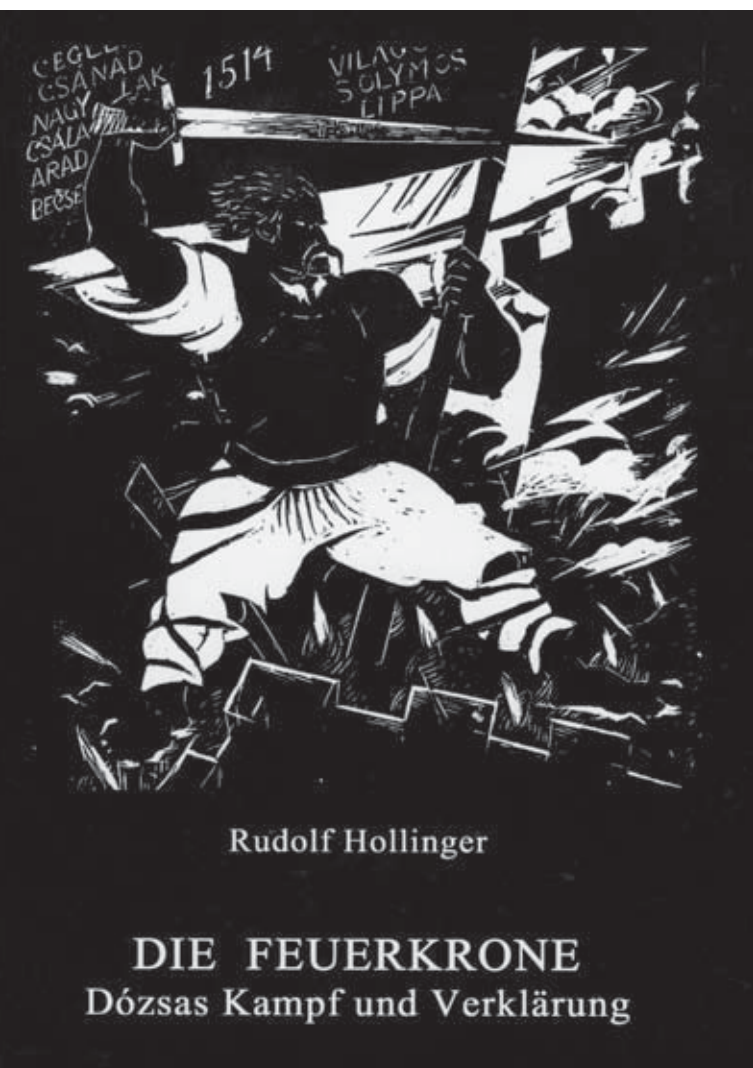
*Bronzestatue von Georg DOZSA am gleichnamigen Platz in Temeswar (Mai 2009)
Fotoarchiv Dr. Zawadzki*

sein Heer. Den rechten Flügel unterstellt er dem Kommando seines Bruders Gregor, den linken Flügel leitet Lorenz Meszaros, während im Mitteltreffen er selbst kommandiert. Die kurzen Ansprachen, die vor dem Treffen die beiden Hauptführer an das Bauernheer richten, sind kennzeichnend. Zuerst spricht Lorenz Meszaros: „Dieser Tag wird euch und euren Nachkommen zum unvergesslichen Ruhm, wenn ihr tapfer und siegreich kämpft. Aber wenn ihr der Angst Platz gebt, dann folgen Elend, Ketten und Strafen, die schlimmer sind als der Tod!“ Danach spricht Dozsa knapp und bedeutungsvoll: „Jetzt ist der Augenblick gekommen für euch und die Euren, für die Freiheit zu kämpfen. Kämpft für die gerechte Sache, gegen den unmenschlichsten und grausamsten Feind“.



Zapolyas Heer, unvergleichlich besser bewaffnet, nahm die Schlacht im Mitteltreffen auf, und der ehrgeizige Peter Petrowitsch, der spätere Comes von Temesvar, stürmt direkt auf Dozsas los, und es gelang ihm, diesen vom Pferd zu stoßen und zu verwunden. Die leichte Reiterei gab nach dem Sturz des Führers den Kampf auf und ergriff die Flucht, doch das Fußvolk leistete erbitterten Widerstand, der noch verzweifelter wurde, als man erkannte, dass auch den sich Ergebenden kein Pardon gewährt wurde. Verwundet wird Kozsa samt seinem Bruder gefangen genommen, seine Mitstreiter fallen im Kampf oder ertrinken in der Bega, nur Meszaros gelingt es, aus der fürchterlichen Schlacht zu flüchten.

Das was folgt, bestätigt vollkommen die Worte des Unterführers: „Schlimmer als der Tod!“ Laut zeitgenössischen Berichten sind in der Schlacht selbst etwa 20.000 Bauern gefallen, der Rest wurde gruppenweise in die Gefangenschaft oder zur Hinrichtung geführt.



Rudolf Hollinger

DIE FEUERKRONE Dózsas Kampf und Verklärung

*Bucheinband von Rudolf Hollingers Trauerspiel
„Die Feuerkrone“*

Herausgegeben von Hans DAMA und E.J. TIGLA

Ebenso wie der Ort der Hinrichtung – sie fand gewiss nicht an der Stelle, wo heute die Marienstatue steht, sondern viel näher zur Festung statt – ist auch der Tod Dozsas zeitlich nicht genau zu bestimmen. Er erfolgte wahrscheinlich zwischen dem 24. und 28. Juli 1514. Einerseits wird nämlich berichtet, dass er neun Tage nach der Schlacht hingerichtet wurde, andererseits meldet ein Brief eines bei Tschanad gefangenen und während der Schlacht bei Temesvar geflüchteten ungarischen Adligen an Kaiser Maximilian, datiert vom 29. Juli, die Hinrichtung bereits als vollzogen.

Über die Vollstreckung des grausamen Todesurteils an Dozsas und den Verlauf des Aufstands wollen wir hier deutsche Quellen aus dem folgenden Jahrhundert sprechen lassen: Michael Lundorf schreibt 1610 in der in Frankfurt gedruckten, in der der Trüfa-Sammlung überlieferten Schrift, nachdem er Dozsas mit Thomas Münzer und Florian Geyer vergleicht: „Eine eyserne glühenden Cron auff sein Haupt erhoben, danach man yhnen etlichen Adern geschlagen, sein Bruder Grigorio musst sein Blut sauffen, hat man 20 seiner Gesellen, denen man zuvor in dreyen Tagen nicht zu fressen gegeben und ebenwohl aushungern lassen, und gezwungen, dass sie yhren Prinzipalem und Capitän mit Yhren Zähnen zerreißen und was sie abgerissen, fressen müssen.“

Daniel Reichels verurteilt in seiner 1661 in Jena erschienenen Schrift die Hinrichtung Dozsas aufs schärfste und berichtet: „Die Nachlässigkeit des Königs hatte grosse Verwegenheit, unordentliches Leben und unerträgliche Grausamkeit der Herrschaften wider ihre armen Untertanen lassen entwurzeln...“ und sagt weiter: „Man wird kaum ein Exempel größerer Grausamkeit finden, seit die Welt gewesen ist.“

Im „Neuaufgerichteten Historischen Bilderhaus“ von Gottfried Richter 1685 berichtet Michael Jakob aus Altenburg in Meissen: „Georgio Dosa, der Führer des Aufstands der Bauern, welcher vor Jahren die grausame Marter, die Johannes Zapolya, Woywode von Siebenbürgen ihn auf unerhörter Massen hinrichtet. Es schien so, als ob nicht Menschen, sondern Teuffeln auf der Gerichtsbank gesessen und das Urteil verfasst hätten.“

Diese drei Urteile von Historikern des 17. Jahrhunderts sprechen wohl mehr, als wir Heutigen sagen können, über die welthistorische Bedeutung des Aufstands und die Grausamkeit, mit der der durch seine waffentechnische Überlegenheit noch einmal siegreiche Feind die Morgenröte der Freiheit unterdrücken wollte und an einem ihrer prominentesten Frühvertreter Rache nahm.

Anmerkung der Redaktion: Dieser Text, in Schreibmaschinenschrift, wurde mir vor Jahren bei einem Temeschburger Treffen von Thomas Breier persönlich ausgehändigt.



"HORCHT EMOL IHR SCHWOWE, ICH WES A SPATZENNEST"

Deutsche Rundfunksendung im Banat (4)

von Hans BOHN

„Lentschi“ war nicht der eigentliche Name für den funkelneuen IFA- Übertragungswagen aus der DDR. Für uns war „Lentschi“ vielmehr zu einem Begriff geworden, der für eine erste technisch einwandfreie Ausstattung unserer Rundfunkarbeit stand. Wir freuten uns mit diesem Studio auf Rädern wie ein Bauer mit seiner neu erworbenen Milchkuh „Lentschi“, um beim Tenor unseres Landwirtschaftsreporters zu bleiben. Die technisch gut ausgerüstete „Lentschi“ sollte uns nunmehr nicht nur bessere Musikaufnahmen ermöglichen, sondern auch manche Erlebnisse bescheren. Als Pate für die Namensgebung für das stolze Gefährt stand unser bester Fahrer, Josef Ruhmann aus Freidorf.

Am meisten freuten sich unsere Techniker über den neuen Funkwagen, der uns Redakteure, Musikfachleute und Techniker mit jeder neuen Ausfahrt auf Gedeih und Verderb zu einer Produktionsgemeinschaft zusammenschmolz. Bis dahin hatten vor allem unsere Rundfunktechniker, der rührige Otto Ernst und der gemütliche Alexander Szekey, Ärger mit dem Herumschleppen alter Kästen: in der Rechten die museumsreife Kiste mit dem nahezu einen Meter breiten altherwürdigen Tonbandgerät, das ständiger Reparaturen bedurfte, in der Linken den großen Koffer voller Kabel, Stecker, Schraubenzieher und anderen nötigen Utensilien für die mühevollen Bereitschellung einer Rundfunkaufnahme. Zum Einsatz kam das fahrende Tonstudio jedoch nur in Ortschaften, in denen es eine Stromquelle gab – und das war 1965 noch längst nicht überall der Fall. Die Elektrifizierung der ländlichen Ortschaften des Banats war erst 1962 richtig in Schwung gekommen.

Eine große Hilfe – bereits Jahre vor Eintreffen der „Lentschi“ – war die so genannte „Beiko“. Es war ein Magnetbandgerät, ebenfalls aus der DDR, dem Wunderland der Ostblock-Technik. Diese Batteriegeräte waren zwar von der Größe her recht handlich, jedoch war keinerlei Verlass auf ihre Funktion, zumal sie keinen Lautsprecher besaßen und dem Reporter somit auch keinerlei Kontrolle der gemachten Aufnahme ermöglichten. Wir nannten diese Geräte auch noch „Katz im Sack“, zumal wir nie sicher sein konnten, ob die Dinger überhaupt etwas registriert hatten und unsere Mühe nicht umsonst war. Lustig daran erwies sich, dass die Stimme des Reporters beim Umkopieren auf das Sendetonband oftmals Oktaven höher klang und die Wortfolge viel zu schnell herunterratterte. Doch auch dafür hatte unser findiger Cheftechniker Karl Hasenfuß bald schon eine Lösung: er stülpte beim Umkopieren der Reihe nach fingergliedgroße Metallhülsen auf die Lauf-

rolle des Übernahmegerätes und bremste so dessen Lauf, bis der neben ihm stehende Reporter *Stopp* rief, nachdem er seine eigene Stimme erkannt hatte. Dieses Verrücktspiel der Frequenzen – Ursache waren die stets verbrauchten Batterien des „Beiko“ – belustigte uns immer wieder. Oftmals fanden sich sogar Studiogäste in der Runde ein, um sich an diesem sonderbaren Kuriosum zu belustigen. Improvisation stand angesichts solcher Gegebenheiten immer wieder auf der Tagesordnung.

Jahre später, als ich mein drittes Hörspiel inszenierte („Die Wege haben helle Augen“), fand sich ein Team des Westdeutschen Rundfunks aus Köln im Studio in der Cluj – Gasse ein und fragte nach mir. Die Sache hatte jedoch einen Haken: Das Rundfunkstudio in Temeswar wurde – wie andere wichtige Objekte auch – durch die Augen und Ohren des Marius laufend überwacht! Eingelassen wurde niemand ohne Aktenkontrolle und Befragung. Beim Eingangstor stand ein Milizmann in seiner dunkelbraunen Uniform, dahinter, im „Glaskasten“, befand der Portier über das Weitere. Dieser war angewiesen, jeden Ausländer sofort telefonisch anzumelden und womöglich hinzuhalten, jedenfalls aber persönlich in das Arbeitszimmer des Chefredakteurs zu geleiten. Den Redakteuren aus Köln wurde mitgeteilt, ich sei im Augenblick nicht hier und würde erst in einer Stunde ins Studio kommen.

Ich erfuhr von der Sache kurz danach, als mich der Chefredakteur zu sprechen wünschte. Er glaubte mir, dass ich diese Fundfunkleute aus Köln nicht kannte, empfahl mir sonderbarerweise jedoch, die Unbekannten irgendwo außerhalb des Studios zu empfangen. Nachdem er mir die Anweisung gegeben hatte, keinesfalls mit diesen Ausländern über politische Angelegenheiten und unsere interne Arbeitsweise zu sprechen, entließ er mich mit der Ermahnung, meinen gesetzlich vorgeschriebenen Bericht über diese Begegnung mit fremden Staatsbürgern innerhalb der folgenden 48 Stunden persönlich zu überreichen.

Die Angelegenheit schien mir nicht ganz geheuer, musste ich mich doch fragen, wieso der fuchsschlaue Direktor diesmal auswich. Kaum zwei Wochen zuvor hatte er eine sowjetische Rundfunkdelegation mit Kognak und Rotwein in seinem Büro empfangen, wobei ich den Russen die unmöglichsten Großtueren unseres Chefs übersetzen musste. Als einer der stimungsgeladenen Gäste von seiner sibirischen Bärenjagd erzählte, behauptete unser Studioleiter mit



überschäumender Phantasie und ohne mit der Wimper zu zucken, dass er kürzlich selber erst von einer Löwenjagd aus Ägypten zurückgekehrt sei. Dass es im Lande der Pyramiden kaum Löwenjagden gibt, war ihm dabei völlig gleichgültig. Ich war für den Rest des Tages arbeitsfrei. Nach einer knappen Stunde fuhr der Wagen mit den westdeutschen Rundfunkleuten erneut beim Studio vor. Ich machte mich bekannt – es waren zwei Redakteure und ein Regisseur – und lud sie kurzerhand zu mir nach Hause ein. Ihr Anliegen war, etwas über die Konzepte und Themenkreise unserer Sendungen in deutscher Sprache, vor allem über unsere Hörspiele, in Erfahrung zu bringen. Beim Vorspielen des Hörspiels „Aniko“ meinte der Regisseur, es sei ihm ein Rätsel, wie es mir gelungen ist, eine so hohe Resonanzfrequenz beim Verzweiflungsruf des Mädchens zu produzieren. Ob wir dazu vielleicht im Studio spezielle Vorrichtungen hätten? „Freilich!“ entgegnete ich und hob den alten Porzellanschirm von der Stubenlampe aus Großmutterns Zeiten ab. Die Gäste verfolgten den Vorgang mit einigem Erstaunen. Als ich den Regisseur hierauf ersuchte, doch selber einmal seinen Vornamen in den zum Schalltrichter umfunktionierten Lampenschirm zu rufen, zeigte er sich unglaublich erstaunt über das Ergebnis. Soviel über damalige Stegreif-Improvisationen bei Radio Temeswar, die selbst gewiefte westdeutsche Radioleute zum Staunen brachten.

Keine Frage: Hörspielsendungen zu Themen der Nachkriegszeit waren mit Vorsicht zu gestalten und zu genießen. Bereits nach ersten Hörspielpremierens („Die Antwort gab das Leben“ am 27. März 1971 und „Das andere Gesicht“ am 24. April 1971) verlangte der Studiodirektor, unbedingt auch rumänische Hörspiele einzuführen (etwa „Conul Leonida“ von Caragiale oder „Traum einer Winternacht“ von Teodor Musatescu; Stücke, die auch das rumänische Fernsehen gebracht hatte). Mir wurde damit klar, dass die Zensur diese Tätigkeit im Auge hatte.

Die Unterstützung für das Hörspiel war jedoch von Anfang an recht erfreulich: Schauspieler des Temeswarer Deutschen Staatstheaters, wie Peter Schuch, Josef Jochum und Rudolf Schatti, boten ihre Unterstützung an. Lehrkräfte wie Peter Wiener, Hans Bräuner, Martin Huniar und andere ermutigten mich in Hörerbriefen, die Arbeit auf diesem Gebiet fortzusetzen. Auch in der deutschsprachigen Presse erschienen positive Kritiken (Eduard Schneider). Das Echo aus Hörerkreisen war viel versprechend.

Entgegen allen Schwierigkeiten, die es von Seiten der Zensur gab (jedes Hörspiel wurde genauestens unter die Lupe genommen!), war mir bald klar, dass neben den behandelten Themen die Aufarbeitung unseres Nachkriegsschicksals dringend nötig war (zum Beispiel: Wiedersehen nach Jahren der Zwangsarbeit in sowjetischen Lagern in „Die Wege haben helle Augen“, 23

Mai 1970, oder Besuch des Vaters aus Deutschland nach jahrelanger Abwesenheit, in „Die Antwort gab das Leben“). Also musste ich als Gestalter solcher Sendungen erst einmal darangehen, Schriftsteller, Regisseure und Sprecher zur Mitarbeit heranzuziehen. Dieses Unterfangen erwies sich als nicht besonders schwierig: die Anzahl der Mitwirkenden aus den Reihen der Schauspieler wuchs mit jedem neuen Hörspiel. Erst waren es Josef Jochum, Elisabeth Körbl, Hella Sessler, Hadamuth Becker, Hannelore Waldeck, Otto Grassl, Ursula Armbruster, Oskar Schilz, Josef Vollmer und vor allem Peter Schuch, die aktiv bei der Hörspielgestaltung mitwirkten; danach stellten sich später auch jüngere Bühnenkünstler wie Johanna Brunner, Arthur Benel, Karin Decker, Hans Jakobi und Rudolf Schilha ein, welcher einige Zeit auch als Rundfunksprecher tätig war. Bei der Inszenierung wirkten bewährte Schauspieler mit, wie Rudolf Schatti, Ottmar Strasser, Dan Radu Ionescu, Margot Göttlinger, Peter Schuch, aber auch Schauspieler wie Hans Pomarius und Raymund Binder, die bei einigen Hörspielen Regie führten.

Sehr bald schon erweiterte sich auch der enge Kreis von Hörspielautoren durch die Mitarbeit von Franz Keller („Die Begegnung“, 29. Januar 1972), Raymund Binder („Zwiesprache während der Bahnfahrt“, 30. Oktober 1971, und „Wirtshausplausch“, 26. Juni 1971, Peter Riesz („Die unausweichliche Lüge“, 25. Dezember 1971, und „Ohne Titel“, 28. März 1970) sowie Franz Rretz („Der rechte Mann am rechten Platz“, 25. April 1970), Franz Marschang („Der Melonenhüter“) und andere mehr. Ich selber verfasste insgesamt 16 Hörspiele.

Es ist sicherlich angebracht, darauf hinzuweisen, dass dieses anspruchsvolle künstlerische Zusammenwirken unter den Bedingungen einer völligen Abgeschlossenheit vom deutschen Sprachraum stattgefunden hat. Dazu kommt die stetige Behinderung und Beanstandung durch die Zensurorgane, die immer wieder alle auf Tonband aufgezeichneten Sendungen abhören und alle verdächtigen Stellen, ohne Beachtung jeglichen Zusammenhangs, sofort entfernen. Oftmals wurde dabei auf quasi „Reaktionäre Ansichten“ hingewiesen, was hin und wieder zu einem Verhör, zur Verunsicherung, Einschüchterung und Verwarnung des betreffenden Redakteurs geführt hat. Vergleichbare Schwierigkeiten gab es immer wieder, auch bei der Aufnahme oder Übertragung von Kulturabenden (Hatzfeld: „Landsknechtabend“, „Die Glocke“; Schöndorf: „Flechterfest“). Selbst die Sendung „Das lustige Viertelstündchen“ war immer wieder Gegenstand der Untersuchung durch die Zensur, zumal die gesendeten Schwänke Interpretationsspielräume beim Hörer zuließen. Das gleiche betraf auch die Ausstrahlung der vom Theater abgelehnten dramatischen Stücke von Prof. Rudolf Hollinger und die literarischen Beiträge der Studenten Richard Wagner, William Totok, Herta Müller, Johann Lippet u. a.



Die Sendegenehmigung, das so genannte „politische Visum“, für die Beiträge der Rubrik „Banater Land – Heimatland“ und für „Das lustige Viertelstündchen“ (das Sendezeichen für diese Produktion war das Lied „Hörcht emol ihr Schwowe, ich wes a Spatzennest“...) war immer wieder mit Schwierigkeiten verbunden. Was die Zensur beim Rundfunk betraf, so gab es mal ein Hoch und mal ein Tief, ganz nach dem politischen „Wetterleuchten“ und dem gegebenen Verhältnis zu Westdeutschland, mit dem der Titan der Karpaten – Ceausescu – in Sachen Auswanderung der Volksdeutschen einen richtigen Menschenhandel eingegangen war und uns somit als Trumpfkarte ausspielte.

Bereits aus dem geschichtlichen Altertum als „Augen und Ohren des Darius“ bekannt, ist diese Gattung Störenfriede, die uns Radioleute bei jeder Bewegung beschatteten. Das ging so bis 1985, als die „akademische Landesmutter“ Elena Ceausescu wegen einer angeblich nicht entsprechenden Würdigung der Arbeitsbesuche und der wertvollen Anleitungen des „geliebten Sohnes des Volkes“ durch Radio Temeswar das (vorläufige) Ende der deutschsprachigen Rundfunksendungen aus dem Banat beschloss. Mit der Durchführung dieses Beschlusses hatte man es eilig. Ich legte an jenem Sonntagmorgen im Januar 1985 gerade das Reportagenband für die Kindersendung auf, als der Leiter des technischen Dienstes, Karl Hasenfuß, die Sendekabine betrat und mit einem Fingerdruck das Magnetongerät stoppte: „Es gibt keine deutsche Sendung mehr!“

Erstaunt wandte ich mich ihm mit fragendem Blick zu: „Also mal wieder ein Arbeitsbesuch des Genossen?“ Es kann nämlich vor, dass die regulären Sendungen in deutscher Sprache an solchen Tagen wegen der endlosen Berichterstattung über das alles überragende Ereignis ausfallen mussten. Doch mein Freund Carcsi lächelte diesmal nicht. Seine Miene verriet nichts Gutes: „Hast du etwa nicht verstanden? Die Rundfunksendung in deutscher Sprache ist ab heute aufgelöst. Der Genosse Direktor hat vor einer halben Stunde ein Telefonat aus Bukarest erhalten, direkt vom Zentralkomitee!“

Das war's dann wohl. Einfach aus. Keine Erklärung und keine Begründung. Sendeschluss.

Ich kam in unseren Redaktionsraum, als der Verwalter der Sendeanstalt gerade dabei war, die Kästen und Schubladen der Schreibtische zu versiegeln. Seine entschuldigenden Worte: „Auf Anordnung des Genossen Glaja, und es darf nichts mehr angerührt werden...!“

Beim großen schwäbischen Trachtenfest in Warjasch (1970); Kulturredakteur Hans Bohn (Bildmitte) überreicht Anna Seeler und Heinrich Schubkegel in alter Ulmbacher Volkstracht Blumen für ihren Liedvortrag. Rechts außen im Bild: Nikolaus Berwanger, damals Schriftsteller der NEUEN BANATER ZEITUNG; neben ihm (links) der Journalist Franz Engelmann von der Tageszeitung NEUER WEG; links außen in Volkstracht: Alois Müller, damals stellvertretender Schuldirektor in Warjasch.



Foto. Hans Tittenhofer



VOM „GRÜNEN BAUM“ ZUM ROTEN OCHSEN

Deutsche Wirte in Temeswar der frühen Nachtürkenzeit

von Gerhard HOCHSTRASSER

Hier sollten die ersten Wirte in der frühen nachtürkischen Zeit, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, behandelt werden, denn gerade sie sind ein beredtes Zeugnis dafür, dass Temeschburg zu einer deutschen Stadt geworden war. Die hier unter den Türken lebenden Nationalitäten (Serben, Rumänen, Juden, Armenier, Zigeuner u. a.) waren bei der Übernahme der Stadt durch Eugenio de Savoy (wie er sich selbst nannte) im Oktober 1716 nicht vertrieben worden, denn der VII. Punkt der „Capitulations-Puncten der Türcken in Temeswar und welcher gestalt selbige der Prinz Eugenius angenommen“ lautete ja klar: welche „von den Rätzisch-, Jüdisch- und übrigen angeführten Nationen drinnen verbleiben wollen, soll darinnen zu verbleiben“ das Recht haben. Und wirklich, 1723 hörte man in Temeschburg fast keine andere Sprache sprechen als die walachische (rumänische), belegte Mathias Bel (1753: „Compendium Hungariae geographicum“): „nihil sermone valachico Temesvarini est vulgatus“.



*Neues Schild mit neuem Pächter in zweihundert Jahre alten Räumlichkeiten eines ehemaligen Kellerrestaurants
Fotoarchiv.: Dr. Zawadzki*

1719 gab es in der Festung folgende Wirte und Wirtshäuser: Johannes Danner – „Grüner Baum“, Peter Solderer- „Goldener Schlüssel“, Adam Rohmleithner- „Weißer Engel“, Balthasar Holdt- „Goldene Krone“, Friedrich Gram – „Trompeter“, Johann Pöckel- „Goldener Hirsch“, Jakob Wundel- „Weißes Kreuz“, Jakob Grüber- „Goldener Stern“, Georg Brenner- „Weißer Ochs“, Pongratz Kukuwitsch- „Goldener Löw“, Kaspar Bieschbeck – „Goldener Adler“ und Sebastian Diewald- „Goldenes Rössl“. In der großen Palanka gab es folgende Wirte und Wirtshäuser: Johann Hocholtzer- „Wilder Mann“, Hans Georg Göz- „Roter Ochs“, Egidius Helmstreith- „Elephant“ und Max Donauer- „Goldene Weintraube“ und im dazu gehörenden Catharina-Stadl gab es die Wirte: Johann Bösch, Martin Thier, Anton Adam und Kikolaus Wiedtmesser. In der Kleinen Palanka gab es nur einen Wirt: Ernestus Köhn vom „Schwarzen Adler“. Weiter gab es noch „Buschen Wirte“ (mit einfachem Stubenschank und ohne Schild): Florian Plam, Johannes Depe, Jakob Karl, Daniel Mahler, Georg Roth, Georg Pollak und Johann Wolsteben. Die damalige Schankgerechtigkeit wurde durch die „Wirtshaus-Einrichtungs- Norma“ vom 11. September 1719 geregelt (das Schankrecht gehörte zum Haus, nicht nur Person des zufälligen Eigentümers). Da auch damals schon „gepanscht“ wurde, sah die genannte „Norma“ vor: „Es wird anbefohlen, dass monatlich zwey, nicht aus der Bruderschaft der bürgerl. Wirthen, sondern aus denen Raths- Verwandten, die auch derselben nicht incorporiert seynd, durch den Stadt-Magistrat benennt werden, welche in allen Gast- und Schankhäusern wöchentlich auch öfters nachschauen sollen, damit gerechter Wein Geschenke, und gerechtes Maas gebraucht werde...“.

Da mit dem Baubeginn der Festungsmauern auch die Anlegung des Glacis, und somit das Verschwinden der beiden Vorstädte, eine beschlossene Sache war, durften einige Wirte ihre Schankgerechtigkeit in die Festung verlegen: so zogen der „Schwarze Adler“ aus der Kleinen Palanka und der „Elephant“ aus der Großen Planka um. Auch verordnete die Landesministration am 21. August 1730 dem Stadtrichter „denen außer dem Belgrader Tor stehenden deutschen Leuten den treibenden Weinschank gemessen, einzustellen“. (Es handelt sich also um den Weinausschank außerhalb der Stadt, vor der Kleinen Palanka).

Am 15. Dezember 1734 wurde der Ausschank vor dem Ende der heiligen Messe verboten: „dass erstlich kein Wirt oder Schenk bey Verlust 2 Eimer Wein Straf zur Kirchen sich unterfangen sollte, an Sonn- und geborhenen Feyertagen vor Haltung der heiligen Meß und



während der Andacht, mithin vor 9 gen halber 10 Uhr, einen Tropfen Wein for Geld zu zapfen, oder die Bursch darinnen aufzuhalten.“

In 1742 verlegten, wegen der fortschreitenden Auflösung der Großen Palanka, die Eigentümer von weiteren Wirtshäusern ihre Schankgerechtigkeit in die Festung: Nikolaus Wiedmesser – „Rother Ochse“ und Anton Schweiger „Wilder Mann“.

Im Laufe der Jahre hatte sich die Zahl der Wirtshäuser sehr vermehrt, dass am 07. Februar 1743 die Landesadministration eine „Commission... zur Verringerung derenselben“ ernannte. In der am 27. Februar 1743 aufgestellten „Specification“ des Präsidenten dieser Kommission, Hofkriegs-Sekretär Schubert, werden folgende Schild-Wirtshäuser in der Festung genannt: Nagol Petrowicz – „Grüner Baum“, Andreas Pfann (Stadtrichter). – „Goldener Schlüßel“, Eusebius Rauch (Binder) – „Weißer Engel“, in Solderischen Krone“, Andreas Ringseph Leibnitzer (Rats-Verwandter), Eusibius Rauch- „Weißes Creütz“, Peter Obermayer (Bäcker) – „Goldener Stern“, Johann Piry (Handelsmann) – „Weißer Ochs“, Wenzel Rößner (Fleischhacker) – „Goldener Löwe“, Johann Braun – „Goldener Adler“, H. Lieutenant- „Goldenes Rössel“, Nikolaus Wiedtmesser – „Rother Ochs“, Mathias Ott – „Goldene Weintraube“, Wenzel Lechner (Maurermeister) – „Wilder Mann“, Mathias Lindemayr – „Elephant“ und Hans Georg Mayer (Bäcker) – „Schwarzer Adler“. Im Catahina-Stadl (der noch bestehende östliche Teil der Großen Palanka gab es vier Schenkewirte (Johann Bösch, Martin Thier, Anton Adam und Nikolaus Wiedtmesser) und einen Marketender. Auch im Schloß befanden sich zwei Marketender, die Wein ausschenken durften. Weiterhin gab es noch neun Buschen-Wirtshäuser, eines gehörte der Stadt, die anderen Peter Mayer (Rats-Verwandter), Joseph Libnitzer (Rats-Verwandter), Egidius Porscht (Rats-Verwandter), Georg Wiedmesser (Seilbinder), Joseph Polleschnekh, Jeremias Habensteith, Anton Hüttel und Christoph Lattner. Vor dem Belgrader Tor besaß Adalbert Grünwaldt den „Weißen Schwan“.

Text unter dem einzigen Bild

Ein Name erinnert heute wieder in Temeswar an ein bekanntes und beliebtes Lokal der ersten Jahrhunderthälfte, an die „Spieluhr“. Im alten Lokal ist heute ein privater Gemischtwarenladen untergebracht, kein Restaurant, aber der Name wurde wieder vergeben
Foto: Karl Windberger

In der neuentstandenen Vorstadt „Fabriq“, die dem serbischen Magistrat untergeordnet war, gab es ebenfalls Wirtshäuser: 1748- Joseph Schütz, 1749 – Witwe Super, Schiwan Gyurkovits (Viehändler) und Dima Calpagcsia und 1751 Dimitar Hancsia (so lautet alter Rechtschreibung).

Am 18. Juni 1750 wurde die Zahl der Schild- und Buschen-Wirtshäuser auf 24 festgelegt. Am 23. Juli 1753 verbot die Landesadministration den Weinausschank in den Kasematten und verordnete am 28. Dezember 1753 noch einmal kategorisch: „dem bürgerl. Buchbinder Thomas Eberhard den Schank in den Kasematten allsogleich zu sistieren, und die in den Militärkellern habenden Weinsorten allsogleich auszunehmen“.



*Beliebtes Speiserestaurant in der
Temeswarer Innenstadt
Fotoarchiv: Dr. Zawadzki*

Als wegen angeblichen Weinpanschens die Landes-Administration am 16. Dezember 1754 das Ausschanken zweier Weinsorten in ein und demselben Wirtshaus verbot, verlangten mehrere Temeschburger Wirte, die Einhaltung der „Wirtshaus- Einrichtungs- Norma“ aus 1719, die in letzter Zeit nicht mehr eingehalten worden war (aber den Ausschank mehrerer Getränke gleichzeitig erlaubt). Dieses Memorandum unterzeichneten folgende Wirte: Johann Joseph Carpentier („Goldener Schiessel“), Konstanzia Leibnitzerin („Goldener Hirsch“), Pietro Antonio Del Bondio („Schwarzer Adler“), Johann Anton Seltmann („Trompeter“), Jakob Bergmann („Weißes Kreutz“), Maria Anna Hetzin („Weißer Engel“), Johann Mathias Simon (Elephant“), Wolfgang Kraudthan („Goldener Stern“), Anton Schweiger („Goldene Traube“) und Johann Georg Bobenberger („Goldener Löwe“).

Als Absteigequartier für türkische Untertanen gab es den „Türkischen Hahn“, der der Landes-Administration gehörte und von dieser z. B. in 1755 für 500 Reichstaler pro Pachtjahr an Georg Nico vergeben wurde.



RUMÄNISCHE KÖNIGE AUS DEM HAUSE HOHENZOLLERN/SIGMARINGEN

von Peter MILDENBERGER

Im Januar 1859 wählte das Fürstentum Moldau, Fürst Alexander Ion Cuza zu seinem Fürsten. Wenige Wochen später wurde Cuza auch zum Fürsten der Walachei gewählt. Aus den beiden Fürstentümern entstand somit eine Personalunion. Um die beiden Fürstentümer auch verwaltungsmäßig zusammenzuführen, benötigten sie zur damaligen Zeit noch die Genehmigung des türkischen Sultans. Im Dezember 1861 gab der Sultan seine Zustimmung zur verwaltungsmäßigen Vereinigung der beiden Fürstentümer. Alexander Ion Cuza konnte so am 24. Januar 1862 die staatliche Einheit der Fürstentümer Moldau und der Walachei proklamieren - als ersten „Rumänischen



*Alexander Ion
CUZA, Fürst der
Moldau und der
Walachei.
Proklamierte am
24. Januar 1861
den Rumäni-
schen National-
staat*

*Fotoarchiv:
Peter
Mildemberger*

Nationalstaat“ und der Bezeichnung „Rumänien“. Die Moldau (rumänisch *Moldova*), der Landteil im Nordosten Rumäniens, umfasste das von Sereth und Pruth durchflossene Tiefland. Sie war seit 1359 ein selbständiges Fürstentum, war aber im Laufe der Zeit fast immer anderen Völkern untertan. Die Walachei bestand aus Oltenien (rumänisch *Oltenia*) oder auch Kleine Walachei genannt und Muntenien (rumänisch *Muntenia*) auch Große Walachei genannt. Es ist die Landschaft zwischen den Südkarpaten und der Donau, in Südrumänien, wo die Flüsse Alt und Ialomitza durchfließen. In der Römerzeit war dies ein Teil der römischen Provinz Dakien (nach den Dakerkriegen von Kaiser Trajan, 98-117). Das Gebiet wurde im 14. Jahrhundert ein selbständiges Fürstentum. Bis zur Vereinigung mit der Moldau unterlag auch dieses Fürstentum verschiedenen Herrschaften.

Fürst Alexander Ion Cuza wurde 1866 zur Abdankung gezwungen. Nun wollte Rumänien den vakant gewordenen rumänischen Fürstenthron durch Berufung eines

Fürsten aus einem angesehenen Herrscherhaus ersetzen. Damit sollten die Thronkämpfe und Rivalitäten der rumänischen Fürsten- und Bojarenfamilien beendet werden und das Land zugleich an Prestige gewinnen. Nachdem Prinz Philipp von Flandern abgelehnt hatte, fiel die Wahl auf Prinz Karl aus dem Hause Hohenzollern/Sigmaringen. Dieser Wahl hatte auch die rumänische Bevölkerung zugestimmt.

Die rumänischen Könige aus dem Hause Hohenzollern

Prinz Karl von Hohenzollern - geboren am 20. April 1839 in Sigmaringen /Deutschland, erreichte Bukarest am 10. Mai 1866 und wurde noch am selben Tag *als Karl I. (Carol I)* zum Fürsten Rumäniens gekrönt. Da der österreichische Kaiser und der türkische Sultan mit der Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten Rumäniens nicht einverstanden waren, musste er durch Österreich und Ungarn mit einem falschen Pass und bürgerlich bekleidet, reisen.

Von 1866 bis 1881 war Karl I.. (Carol I) Fürst von Rumänien - zur damaligen Zeit bestehend aus den vereinigten Fürstentümern Moldau und der Walachei. Seit 1869 war Fürst Karl I., mit der evangelischen Prinzessin Elisabeth zu Wied-Neuwied (bei Koblenz/Deutschland) vermählt. Durch ihr literarisches Schaffen, darunter Gedichtbände, Romane, Übersetzungen und vieles mehr, wurde Prinzessin Elisabeth (Foto) unter dem Namen Carmen Sylva bekannt.



*Prinz Karl von
Hohenzollern
Fürst Karl I -
1866-1881
König Karl I -
1881-1914*

*Fotoarchiv:
Peter
Mildemberger*



Die volle Souveränität gegenüber den türkischen Oberherren konnte sich das neu gegründete Rumänien erst im Jahr 1878 erkämpfen. Im Februar 1880 wurde Rumänien als souveräner Staat anerkannt. Darauf hin wurde mit Parlamentsbeschluss vom 14. März 1881 das Land zum Königreich erhoben und Fürst Karl I. die Königswürde übertragen. Rumänien befand sich zu dieser Zeit in einem Bündnis mit Österreich-Ungarn und Deutschland. Das Bündnis mit diesem Dreierbund wurde im Jahr 1913 erneuert. Dabei soll der Einfluss des Königs Karl I. eine wichtige Rolle gespielt haben. Bei Beginn des Ersten Weltkriegs konnte König Karl I. die Beteiligung Rumäniens an der Seite des Dreierbundes, also der Zentralmächte (auch Mittelmächte genannt) nicht durchsetzen, da die Mehrheit der rumänischen Politiker ein Bündnis mit England und Frankreich bevorzugten. König Karl I. ist am 10. Oktober 1914 in Sinaia / Rumänien verstorben. Beigesetzt wurde er in Curtea de Arges. Nachfolger war sein Neffe Prinz Ferdinand.

Prinz Ferdinand von Hohenzollern – geboren am 24. August 1865 in Sigmaringen/Deutschland. Nach dem Militärdienst und dem Studium in Deutschland, ging Prinz Ferdinand 1889 nach Rumänien und durchlief eine Karriere beim Militär. Im Jahre 1893 heiratete er Prinzessin Maria von Sachsen-Coburg, Tochter des zweiten Sohnes der Königin Victoria von England und seiner Gemahlin Maria Alexandrovna, eine Tochter des Kaisers Alexander II von Russland.

Nach dem Tode Königs Karl I. im Oktober 1914, wurde Prinz Ferdinand *zum König Ferdinand II.* gekrönt und seine Frau zur Königin Maria. Bis zu seiner Krönung beteiligte er sich nicht am politischen Leben des Landes und zeigte auch wenig Interesse dafür, da er bis dahin die rumänische Sprache nicht richtig beherrschte. Als König Ferdinand II. hatte er, im Gegensatz zu König Karl I., die Missachtung des Dreierbündnisses befürwortet. König Ferdinand selbst bemühte sich nach Ende des Ersten Weltkriegs, dass Rumänien die von den Siegermächten versprochenen Gebiete zugeteilt bekommt. Deshalb wird König Ferdinand II. in Rumänien heute noch „Einiger der Nation“ genannt. Am 14. Oktober 1922, nach erfolgreicher Übernahme der versprochenen Gebiete, fand in der Siebenbürgischen Stadt Alba Iulia (Karlsburg) die feierliche Krönung König Ferdinands I. und seiner Gemahlin Maria als „König bzw. Königin aller Rumänen“ statt. König Ferdinand II. starb am 20. Juli 1927 in Sinaia/Rumänien. Auch er wurde, wie König Karl I., in Curtea de Arges beigesetzt.

Kronprinz Karl von Hohenzollern, Sohn von König Ferdinand II., geboren am 15. Oktober 1893 in Sinaia/Rumänien. Im September 1918 erklärte er als Kronprinz seinen Verzicht auf die Krone und reiste nach Odessa. Da Odessa zu jener Zeit noch von deutschen Truppen besetzt war, drohte ihm ein Verfahren wegen Fahnen-

flucht. In Odessa heiratete er Jeanne-Marie-Valentine Lambrino, eine Frau einfacher Herkunft. Mit großer Mühe konnte er zur Rücknahme des Thronverzichts überzeugt werden. Zugleich wurde auch die Ehe mit Frau Lambrino annulliert.



*König Karl II
von Hohen-
zollern*

*8. Juni 1930 -
4. September
1940*

*Fotoarchiv:
Peter
Mildenberger*

1921 heiratete Kronprinz Karl Elena, Tochter des Königs Konstantinos I von Griechenland. Noch im selben Jahr wurde sein Sohn Michael (Mihai), in Sinaia geboren. Einige Jahre später wurde bekannt, dass Kronprinz Karl eine Geliebte namens Elena Lupescu hatte. Ärger machte sich breit, als die Bukarester Gesellschaft erfuhr, dass Elena Lupescu jüdischer Herkunft war (Magda Wolf; Wolf - rumänisch *lupu* – daher Lupescu). Im Dezember 1925 verzichtete Kronprinz Karl erneut auf den Thron und reiste mit Elena Lupescu nach Paris. Nachdem König Ferdinand II. 1927 verstarb, wurde der erst sechsjährige Kronprinz Michael zum König ausgerufen und ein Regentschaftsrat übernahm die Aufgaben des Monarchen. Kurze Zeit später überlegte sich Kronprinz Karl, nun doch König von Rumänien werden zu wollen. Da die wirtschaftliche Lage im Land schlechter geworden war, hofften viele, er könne das Vaterland retten. Kronprinz Karl kehrte zurück und wurde am 8. Juni 1930 zum *König Karl II.* (Regele Carol II) von Rumänien *proklamiert*.

Er versprach sich mit Prinzessin Elena auszusöhnen und Elena Lupescu aufzugeben. Allerdings hielt er sein Versprechen nicht lange, holte Frau Lupescu nach Bukarest zurück und hielt die Verbindung zu ihr aufrecht. Er blieb als König Karl II. noch bis 1940 an der Spitze Rumäniens. In der Zeit 1938 – 1940 hatte er die gesamte Macht in Rumänien inne: Es herrschte eine Königsdiktatur. Am 4. September 1940 übertrug König Karl II. Marschall Antonescu die Regierung, und zwei Tage später zwang Antonescu König Karl II. zur Abdankung.



König Karl II. verließ das Land mit seiner Geliebten, Frau Lupescu, für immer. Im Jahre 1947 heiratete er Frau Lupescu in Brasilien, und sie ließen sich danach in Estoril/Portugal nieder, wo er am 4. April 1953 verstorben ist. Im Jahr 2003 wurden seine sterblichen Überreste in Curtea de Arges/Rumänien beigesetzt.

Kronprinz Michael von Hohenzollern, Sohn von König Karl II., wurde am 25. Oktober 1921 in Sinaia/Rumänien geboren.



*König Michael von Hohenzollern
1927-1930 und 1940-1947
Heute Königshaus Rumänien*

Fotoarchiv: Peter Mildenberger

Nachdem König Karl II. das Land 1940 verlassen hatte, wurde sein Sohn zum *König Michael* (Regele Mihai) von Großrumänien gekrönt. Nach Geheimverhandlungen mit den Westalliierten setzte König Michael am 23. Au-

gust 1944 – die Rote Armee war bereits in Rumänien eingedrungen – Marschall Antonescu ab und erklärte dem Deutschen Reich den Krieg.

Noch vor Ende des Jahres 1947 legte der damalige Chef der Kommunistischen Partei Gheorghe Gheorghiu-Dej, König Michael eine Abdankungserklärung zur Unterschrift vor. Der königliche Palast war von Militär und Polizei umstellt und alle Telefonverbindungen waren unterbrochen. Der erste kommunistische Regierungschef *Dr. Petru Groza*, auch zugegen, drohte König Michael damit, dass seine Weigerung zu Blutvergießen führen würde und möglicherweise auch einen Bürgerkrieg auslösen würde.

Es blieb König Michael keine andere Wahl als die Abdankungserklärung zu unterschreiben. Daraufhin musste er am 30. Dezember 1947 das Land verlassen. Offiziell hieß es, König Michael verzichtet auf den Thron. Deswegen wurde sogar eine Woche Trauerzeit verordnet. Viele Bürger des Landes glaubten nicht so recht an einen freiwilligen Verzicht des Königs auf den Thron, denn anschließend wurde schnellstens die Volksrepublik Rumänien ausgerufen. König Michael mit seiner Mutter Elena (verstorben 1982) ging ins Exil in die Schweiz. In der Schweiz war er Börsenmakler. Im Jahre 1948 heiratete er Anna von Bourbon-Parma, also in ein französisches Königsgeschlecht. Aus der Ehe gingen fünf Töchter hervor.

Im Dezember 1990 reiste König Michael zum ersten Male wieder nach Rumänien. Für die rumänische Regierung war er zur damaligen Zeit immer noch nicht willkommen. Heute lebt er mit seiner Frau Anna wieder in seinem Heimatland Rumänien. König Michael I. hat inzwischen den unwiderruflichen Bruch des rumänischen Königshauses mit dem deutschen Adelshaus Hohenzollern/Sigmaringen verkündet und tritt mit seiner Familie als Königshaus Rumäniens auf. Heute ist der Elisabeth-Palast in Bukarest die offizielle Residenz der rumänischen Königsfamilie. Kronprinzessin Margarita und ihr Ehegatte Prinz Radu haben ihren Wohnsitz dahin verlegt.

In der Temeschburger orthodoxen Kathedrale – deren Stifter König Michael I. war – ist seit dem Sturz des kommunistischen Diktators Ceaușescu wieder ein Bild Michaels in Menschengröße zu sehen. Während der kommunistischen Herrschaft war dieses Bild überklebt. Die Temeswarer Kathedrale wurde offiziell im Herbst 1946, im Beisein von König Michael I., eingeweiht.

Quellen: Veröffentlichungen in der *Banater Post*. Wikipedia. Alte Geschichtsbücher. Eigene Kenntnisse und persönliche Erlebnisse.



VIER TEMESWARER JUNGEN ERKUNDETEN SIEBENBÜRGEN

von Herbert GEIS

Der Wunsch zu reisen und die Welt geographisch zu erkunden, ist so alt wie die Menschheit, und warum sollten wir, 4 Banater Jungen, Walter, Erich, Josef und Herbert, da eine Ausnahme bilden.

Es waren die düsteren Nachkriegsjahre, als wir, neben unseren Fahrrad – also den Bizikelfahrten an den Sandstrand der Temesch nach Schag und Medvesch auch von weiter entfernten Reisen träumten. Wir hatten bis dahin viel Schönes von Siebenbürgen gehört, dessen Kultur, den Kirchenburgen, dem Gebirge und wollten das alles vor Ort erleben. Auch wollten wir „Banater Speckfresser“ Siebenbürger „Palukes“ und andere kulinarische Spezialitäten kennenlernen. Zum Planen nutzten wir unsere Sommerschulferien. Als erstes wurden alte Landkarten herbeigesucht, die Trassen bestimmt, die Reifen der Fahrräder erneuert, die Gepäckträger der Fahrräder verstärkt u. a. mehr. Unsere Eltern waren besorgt, denn wir waren erst 15-16 Jahre alt! Aber unsere Begeisterung war grenzenlos. Damals gab es weniger asphaltierte Straßen als heute und die Nägel der Pferdehufe waren für unsere Fahrradreifen gefährlich. Ja, und Geld hatten wir wirklich wenig. Es wurde mit Gelegenheitsarbeiten und Nachhilfestunden angespart. Mit Kleidung und Lebensmitteln vollgestopften Rucksäcken begann die Reise von Temeswar bis Deva-Simeria mit der Eisenbahn, denn erst ab da waren die Straßen asphaltiert und es konnte weiter geradelt werden.

Der erste Tag verlief auch wirklich reibungslos, aber anstrengend, und wir kamen abends begeistert, aber müde in Reussmarkt an und fanden auf dem Heuboden der gastfreundlichen Familie Acker eine Übernachtungsmöglichkeit.

Gut ausgeschlafen, gab es am nächsten Morgen ein ausgiebiges Frühstück – die für uns unbekannte Büffelmilch schmeckte herrlich – und weiter ging die Reise Richtung Hermannstadt. Unterwegs bewunderten wir zum ersten Mal eine Kirchenburg, die von Reussmarkt.

In Hermannstadt angekommen, quartierten wir uns bei einer Studienkollegin Walters ein, diesmal gab's richtige Betten! Hermannstadt, mit der schönen Altstadt, ist eine Reise wert. Die Lügenbrücke in Hermannstadts Mitte hielt uns stand und das Brukenthalmuseum empfing uns mit offenen Türen. Den „Römischen Kaiser“, das Nobelrestaurant, betrachteten wir von außen, denn um dort zu speisen fehlte uns das nötige Kleingeld. Für die beschwerliche Fahrt zum Michelsberg und der „Hohen Rinne“ entlohnnte uns die herrliche Aussicht über das Zibinsgebirge.

Die Reise ging weiter ins benachbarte Heltau, wo uns die Kirchenburg einen nachhaltigen Eindruck hinterließ.

Kronstadt war das nächste, aber auch entfernte Reiseziel. Dazu mussten wir weitere schöne Siebenbürger Ortschaften durchqueren. Immer wieder faszinierten uns die gepflegten Häuser, die jahrhundertealten Kirchenburgen und als eine Besonderheit deren Speckkammern – Vorratskammern für Lebensmitteln bei osmanischer Belagerung und ein Beweis, dass auch die Siebenbürger Sachsen gerne Speck essen.

Bei schönem Wetter faszinierte uns immer wieder der Blick über das Fogarascher Gebirge dessen verschneite Silhouetten uns begeisterten. Die Trasse des „drum national“ auf dem wir radelten, verlief parallel zum Gebirgsmassiv. Auf dem Weg nach Kronstadt beeindruckte uns der Besuch der alten romanischen Kirche in Kerz.

Kronstadt war überwältigend! Die schöne Altstadt, mit der einmaligen schwarzen Kirche und ihren herrlichen orientalischen Wandteppichen. Als kultureller Leckerbissen empfanden wir, dass Professor Viktor Bickerich gerade ein Orgelkonzert gab...

Unsere Kronstädter Freunde organisierten für uns einen Ausflug ins umliegende wunderschöne Bucegigebirge, welches uns Bewohnern der Temeswarer Ebene besonders faszinierte. Von Edelweiß schon was gehört? Auf einer steilen Wand des „Caraiman“ Massivs fanden wir welche und pflückten – verbotenerweise – nur eines!

Traurigen Herzens begann die Heimreise Richtung Hermannstadt und weil wir von unseren neuen Siebenbürger Freundschaften und deren geographischer Umgebung so begeistert waren, wählten wir den Umweg über Mediasch. Auf dem Weg dahin faszinierten uns die alten Kirchenburgen von Stolzenburg, Wurmloch und Frauendorf und wir bewunderten die Werke der Architekten und Handwerker des 12. und 13. Jahrhunderts. Wegen des schlechten Wetters fiel das Baden im Salzsee von Ocna Sibiu aus.

Endlich kamen wir in Mediasch, dieser schönen alten Stadt an, mit dem Trompeterturm, dem Weingut Ambrosi, dem Stefan Ludwig Roth Gymnasium an dem der Vater der Raumfahrttechnik Prof. Hermann Oberth unterrichtet hatte und den vielen anderen Sehenswürdigkeiten. Neue Freundschaften wurden geschlossen und nach kurzem Aufenthalt, traten wir schweren Herzens mit der Eisenbahn die Heimreise an.



Während der ganzen Reise hatten wir meistens strahlenden Sonnenschein, und Reifenpannen gab es wenige. Dankbar sind wir auch den vielen evangelischen Pfarrern, die uns überall zur Übernachtung auf den Heuboden der Pfarrhäuser mit frischem getrocknetem Heu willkommen heißen haben.

Die schönen Bilder dieser Fahrradreise und die gastfreundlichen und warmherzigen Siebenbürger bleiben im Gedächtnis und in unseren Herzen erhalten. Was

uns damals fehlte, war ein Fotoapparat um die herrlichen Baudenkmäler, die Kirchenburgen, die schmucken Häuser, die schönen Trachten, die Menschen und nicht zuletzt uns in Fotos festzuhalten. Wir waren damals noch jung und schön heute sind wir nur noch schön geblieben.

Es war eine wunderschöne – immerhin gewagte – Reise, mit bleibenden Erinnerungen und Freundschaften bis heute, fast sieben Jahrzehnte danach.

TEMESWARER VOLKSHOCHSCHÜLER IN ULM

von Franzika GRAF

Die Freude war riesengroß als unsere Temeswarer Volkshochschüler nach der Wende - Pfingsten 1990 - zusammen mit dem unvergesslichen Erich Pfaff erstmals nach Deutschland gekommen sind. Wir versuchten nachzufühlen, wie sich unsere Landsleute gefühlt haben müssen, nach so viel Unterdrückung, endlich frei nach Deutschland reisen zu dürfen.

Mittlerweile leben fast alle verteilt im gesamten Bundesgebiet. Viele sind leider schon verstorben. An dieser Stelle soll noch eine kurze Hommage an Erich Pfaff -den langjährigen Leiter der Volkshochschule aus Temeswar und ehemaligem Direktor der Lenaus Schule - geschrieben und mit ein paar Fotos illustriert werden.

Seine Volkshochschüler behalten ihn in guter Erinnerung!

Anmerkung der Redaktion: Seine Lenaus Schüler auch!



*Volkshochschüler - wieder vereint -
in der neuen Heimat
Fotoarchiv: Helmuth Graf*

*v.l.n.r. Erich Pfaff, Liesl Pfaff, Valentin Lambert
Fotoarchiv: Helmuth Graf*





BANATER SCHWABEN

von Dr. Hans DAMA

Wir schaffen uns selber ab:
Wissend,
doch absichtslos,
zermalmt unter erbarmungslosen Rädern
brutaler Geschichte;
ein Vierteljahrtausend –
ein Augenblick nur für Äonen
der Menschheitsgeschichte;
etwas Vorübergehens, wie so vieles,
das vorbei ist – für immer.
Tränenden Auges oder gleichgültig gar?
verfolgen wir den gefräßigen Exodus -
existenzatrophierend ...
Irgendwann graben dann Archäologen,
kratzen Historiker und Soziologen
nach Spuren ausgelöschten Daseins:
ein Sandkorn auf unserem Planeten.
Wie balde – für die Ewigkeit: Von Winden verweht.

Kommentar:

Die Zeit ist endgültig abgelaufen, und was zählt schon ein Grüppchen von 700.000, dann 300.000 (und heute noch 30.000) Exemplare einer unbedeutenden Ethnie, wenn Millionen und Abermillionen Hethiter, Indianer und wer weiß noch wie viele andere Vertreter großer Völker sang- und klanglos abgetreten sind?

- Nicht viel, und ihre einzige Chance wäre es, schriftliche Dokumente von sich zu hinterlassen; nicht in Stein gemeißelt, nicht auf Tontäfelchen geritzt oder auf Pergament geschrieben, sondern auf geduldiges Papier gedruckt und im Internet holografisch durch den Raum gejagt. Denn es gibt noch Interessenten, Diplomanden und Doktoranden, die sich um dieses sonderbare, deutsch sprechende Völkchen kümmern, dass da unten, im vormaligen „Kakanien“, bzw. im „Banat/Balkan“ seit dreihundert Jahren herumtrieben.

- Nun, gefragt wären dafür Aufzeichnungen über Geschichte, Wirtschaft und Kultur. Ein paar Eckpunkte sind wohl in der 30-seitigen Broschüre „Dier Banater Schwaben“ ihrer Landsmannschaft zu finden, ansonsten zahlreiche gute und schlechtere „Heimatbücher“ einzelner banatschwäbischer Gemeinden, und daneben Bücher zu verschiedenen kulturellen Themen von Dr. Anton Perter Petri und wenigen anderen. Habe ich etwas vergessen? Nun, Literarisches gibt es auch, doch das ist subjektiv und zeitgeistabhängig.

- Dann noch ein Internetportal „Banater Kultur“ mit verschiedenen guten, doch unfertigen Ansätzen. Man entdeckt einige hier von Banater Deutschen bewohnte Gemeinden mit ihren Kirchtürmen, eine lange Liste von „Persönlichkeiten“, die sich sämtlich auf literarischen Gefilden tummeln, schwerpunktmäßig vertreten durch eine Banater „Aktionsgruppe“, die eine Nobelpreisträgerin hervorgebracht hatte.

- Über diese geförderte Hauptheldin, die tatsächlich den Begriff „Banater Deutsche“ in Umlauf gebracht hat, wird viel geschrieben und gesprochen. Sie selbst spricht vorwiegend mit seelenverwandten Schriftstellern, die einen Holocaust-Hintergrund aufweisen oder als Regimefeinde aus der undemokratischen neuen Weltmacht China entwischt sind (sei es nun *Ai-Weiwei* oder *Liao Yiwu*), die sich gegenseitig sympathisieren und besingen. Nebenbei fällt noch ins Gewicht, dass man selbst manche Vorteile hat, wenn man sich um andere Verfolgte annimmt (und künftig sogar mal im großen China gefeiert wird).

- Die schreibenden Kollegen im Herkunftsland Rumänien hat man wegen ihrer fehlenden Regimekritik entsprechend gerügt und den faschistoiden, rückständigen und kulturlosen Exemplaren der eigenen Ethnie einen seriösen Eulenspiegel vorgehalten. Ach so, da war noch der Stolperstein *Oskar Pastior* al Secu-IM (Stein Otto), nachdem er im Roman „Atemschaukel“ den Deportationsmartyrer abgegeben hat? Nichts da! *Günter Grass* war ja auch unschuldig, nachdem er im Alter seine SS-Zugehörigkeit eingestanden hatte (bis auf den harten Antisemiten-Hieb auf sein unsagbares Gedicht „Was gesagt werden muss“).

- Die *Müller-Pastior-Stiftung* ist wieder im Aufwind, alles Nötige wurde bereits gesagt und *D. Schlesak* widerlegt, jetzt haben *Ernest Wichner* und *Stefan Sienerth* die Pastior-Geheimakte eingesehen und werden den unschuldig Angeklagten bald schriftlich rehabilitieren und Herta Müllers Stolperstein wegräumen.

- Da sollen noch andere Ungerechtigkeiten gewesen sein, die Banater Schwaben erdulden mussten? Seit dem Kriegsende gehörten sie doch zu den Verlierern, also bitte nicht so zimperlich sein! Die „Aktionsgruppe“ mit ihren strahlenden Sternen wird es schon richten, dass man alles Wichtige erfährt und auch noch in ferner Zukunft nachlesen kann. Ein 300-jähriges Sandkorn sollte bescheidener und leiser sein!

DESIDER SINKOVICH

**Temeswarer Zeichenlehrer, Kunst- und Dekorationsmaler,
Pionier der Temeswarer Plakatgraphik**

von Wilhelm und Richard WEBER

Desider Sinkovich war nicht nur durch seine als Kunstpädagoge ausgeübte Tätigkeit mit Temeswar verbunden, sondern stellte wie selten ein Maler sein künstlerisches Können und einen Großteil seiner Werke in den Dienst seiner Heimatstadt und förderte dadurch deren Aussehen. Deshalb ist es unverständlich, dass er seinerzeit bei der Veröffentlichung der NBZ- Reihe „Kleine Banater Galerie“ und bei der Retrospektivausstellung der Banater Maler in der Kunstabteilung des Banater Museums übersehen wurde. Vorliegender Beitrag möge das wiedergutmachen und vor allem das Lebenswerk eines Künstlers bekanntmachen, der leider allzu früh und in seiner vollsten Schaffenskraft durch

*Desider Sinkovich
Temeswarer Zeichenlehrer,
Kunst- und
Dekorationsmaler.
Pionier der Temeswarer
Plakatgraphik.*

Fotoarchiv: Richard Weber



eine heimtückische Krankheit den Tod fand. Desiderius Sinkovich wurde am 5. Juni 1888 in Temeswar geboren. Sein Vater Georg Sinkovich und seine Mutter Antonia geborene Weber entstammten alteingesessenen Temeswarer Familien. Nach Beendigung der Volks- und Bürgerschule besuchte Desider Sinkovich die Temeswarer Lehrerbildungsanstalt, die er 1907 absolvierte und das abgehaltenen Lehrganges für Bürgerschullehrer in den Fächern Freihand- und geometrisches Zeichnen, welchen er mit der Zensus „Vorzüglich“ beendete. Daraufhin bekam er eine Anstellung an der damaligen Temeswarer Bürgerschule, unterrichtet aber auch am Piaristengymnasium, an der höheren Gewerbeschule und anderen Lehranstalten.

Als Zeichenlehrer an der Temeswarer Bürgerschule machte er zum ersten Mal von sich reden, als am 18. Juni 1911 der „Delmagyarorszagi Közlöny“ (Südungarisches Mitteilungsblatt) und am 21. Juni 1911 die „Temesvari Hirlap“ (Temeswarer Nachrichtenblatt) Berichte über die von ihm organisierte Zeichenausstellung über den künstlerischen Wert der ausgestellten Schülerzeichnungen brachte.

Ein Jahr drauf wurde in Fachkreisen seine, am 12. Juni 1912, veröffentlichte Studie über die Methodik des Zei-

chenunterrichtes hoch eingeschätzt und von einem Fachinspektor dem Unterrichtsministerium eingesandt, um sie den anderen Schulen zu empfehlen.

Das Temeswarer Nachrichtenblatt („Temesvari Hirlap“) vom 16. November 1912 berichtet über seine Sitzung des Leitungsrates der damaligen „Südungarischen Historisch-Archäologischen Museumsgesellschaft“, in der organisatorische Probleme, der Ankauf verschiedener Gegenstände für die Sammlung des Museums verhandelt und beschlossen wurden. Zwecks Bereicherung der Bildergalerie wurden neben Gemälden namhafter Temeswarer Maler wie Anselm Wagner, Anton Fiala, Janos Komlossy, auch ein Bild des jungen Temeswarer Zeichenprofessors Desiderius Sinkovich gekauft, das eine Episode aus der Rückeroberung Temeswars darstellt, und zwar die Übergabe der Festung im Jahre 1716 am Prinz Eugen. Dieses Bild hat außer seinem künstlerischen- auch einen historischen Wert für die Stadt Temeswar und befindet sich heute im Banater Museum zu Temeswar.



Gemälde von Desider Sinkovich, betitelt „Temeswars Rückeroberung in 1716“ (ung. Temesvar visszafoglalása 1716 ben). Signiert: Sinkovich D. /912. Auf dem Bild sieht man wie Ahmed Aga im Beisein des Effendi Malek Ibrahim symbolisch den Schlüssel der Festung Prinz Eugen darbietet, der hoch zu Ross, mit seinen ihn begleitenden Generälen, durch das Forforoser Festungstor in die Festung einziehen wird. Der Maler dieses Bildes ist gerade mal 24 Jahre alt. Das Gemälde befindet sich im Banater Museum zu Temeswar.

Fotoarchiv: Richard Weber

Gemälde von Desider Sinkovich, betitelt „Temeswars Rückeroberung in 1716“ (ung. Temesvar visszafoglalása 1716 ben). Signiert: Sinkovich D. /912. Auf dem Bild sieht man wie Ahmed Aga im Beisein des Effendi Malek Ibrahim symbolisch den Schlüssel der Festung Prinz



Eugen darbietet, der hoch zu Ross, mit seinen ihn begleitenden Generälen, durch das Forforoser Festungstor in die Festung einziehen wird. Der Maler dieses Bildes ist gerade mal 24 Jahre alt. Das Gemälde befindet sich im Banater Museum zu Temeswar. (Fotoproduktion Wilhelm Weber)

Der Malerei verschreiben und unermüdlich um seine fachliche Ausbildung bemüht, vervollkommnte er diese im Jahre 1913 an der von Franz Hofstätter geleiteten Malschule in München und besuchte Vorlesungen an der Münchener Akademie der bildenden Künste.

Als Kunstpädagoge trat Professor Sinkovich neuerdings mit einem 1913 in München verfassten und am 12. April 1914 in der „Temesvari Hirlap“ veröffentlichten Beitrag „Die neuesten Richtungen in der Kunstmalerei“ an die Öffentlichkeit.

Der Weltkrieg 1914-1918 machte er als Oberleutnant an der Westfront mit und entkam nur knapp bei einem Gasangriff dem Soldatentod. Heimgekehrt setzte er seine vor dem Krieg begonnene Tätigkeit als Zeichenlehrer fort und erwarb als Kunst- und Dekorationsmaler beachtliche Erfolge.

Seine erste persönliche kleine Bilderausstellung im Schaufenster der auf der Lloydzeile befindlichen Sternlicht'schen Möbelhandlung bewirkte, dass die „Temesvari Ujsag“ (Temeswarer Neueste Nachrichten) vom 19. August 1919 darauf hinwies, dass man von nun an Professor Sinkovich einen Platz unter den namhaften Künstlern Temeswars einräumen muss. Besonders seine die Kriegsgräuel anprangernden Bilder fanden Anerkennung. Einige dieser Bilder kaufte ein französischer Besatzungsoffizier.

Desider Sinkovichs Künstleransehen festigte und steigerte sich nach der von der Temeswarer Handels- und Gewerbekammer veranstalteten ersten Warenmustermesse auf der 70 Firmen in den Hallen der Bierbrauerei und der nebenan befindlichen Kandia ihre Erzeugnisse ausstellten. Professor Sinkovich war mit der Ausstattung, Dekoration und Plakatierung des gesamten Ausstellungsgeländes betraut worden. Diese Aufgabe wurde er vollends gerecht, denn das „Temesvarer Volksblatt“ vom 22. November 1919 und die „Temesvarer Zeitung“ vom 25. November 1919 loben: „... Die mit Geschmack dekorierten Hallen, die einzelnen Abteilungen, die besonderes durch die künstlerisch ausgeführten und charakteristischen Plakate des inventiösen Desider Sinkovich geschmückt sind.“ Im Stockwerk des ersten Ausstellungsgebäudes war die Kunstausstellung der Temeswarer Maler untergebracht. Die „Temesvarer Zeitung“ äußerte sich dazu folgendermaßen: „Unsere heute schon ansehnliche Künstlerkolonne und zwar Josef Ferenczy, Oskar Szuhaneck, Albert Krauß, Ludwig Meczner, Michael Forgo, Desider Sinkovich,

Alexander Sajo, Albert Varga und Rudolf Scholler dokumentieren hier in kollektiver Weise ihre Arbeitsfreudigkeit und ihr Talent für die Malerei



Ölbild von Desider Sinkovich. Stellt ein ehemaliges Mauthaus an einer Temeswarer Ausfallstraße dar. Signiert vom Maler ohne Datum. (Im Besitz von Richard Weber)

Im Auftrag der Stadt entwarf er im Dezember 1919 die damals in Umlauf gebrachten städtischen Notgeldscheine – 10Filer, 20Filer und 50Filer – heute ein begehrtes Sammelobjekt der Numismatiker. Außerdem war er später der Schöpfer von sechs städtischen Stempelpunkten, und zwar 25Bani, 50Bani, 1 Leu, 2,50Lei (2Lei 50Bani), 5Lei und 10Lei „Timbru fiscal comunal Timisoara“. Die Arbeiterzeitung (Munkaslap) vom 10. Dezember 1919 berichtete darüber.

Am 22. Juli 1920 berichtete die Temeswarer Arbeiterzeitung „Munkaslap“ über eine Hilfsaktion für die zurückgebliebenen Waisen der Aninaer Bergwerkskatastrophe in die sich Sinkovich rühmlichst einschaltete.



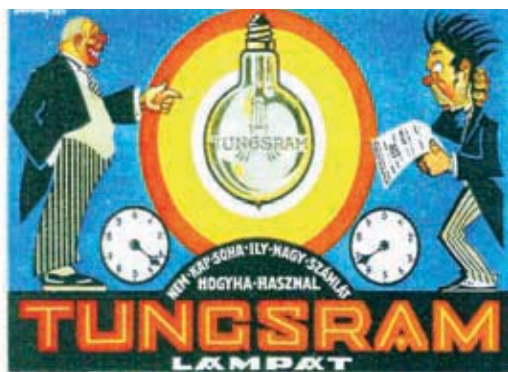
Im Auftrag der Stadt Temeswar entwarf Desider Sinkovich im Dezember 1919 die damals in Umlauf gebrachten städtischen Notgeldscheine – 10Filer, 20Filer und 50Filer. (Archiv Richard Weber)

Desider Sinkovich ist ebenfalls Schöpfer von sechs städtischen Stempelpunkten (Dezember 1919) „Timbru fiscal Timisoara“ usw. 25Bani, 50Bani, 1Leu, 2Lei, 50Bani, 5Lei, 10Lei. (Archiv Richard Weber)



Im Jahre 1921 wurde Prof. Sinkovich mit der dekorativen Ausstattung des Banater Pavillons auf der Bukarester Mustermesse betraut. Seine diesbezüglichen Entwürfe wurden hoch eingeschätzt und als „Konzeption von einem ausgeprägten künstlerischen Geschmack“ bewertet worden, schreibt das „Temesvarer Volksblatt“ vom 23. August 1921. Weiterhin schreibt die Zeitung „... Besondere Erwähnung verdienen die Plakate der einzelnen Betriebe. Es freut uns konstatieren zu können, dass die Plakatkunst auch in Temesvar ihren Einzug hält (dank Prof. Sinkovich – Anm.d. Verf.) und das in absehbarer Zeit die monotonen Plakate durch künstlerisch stilisierte Ankündigungen ersetzt werden würden. Die Stadt Temesvar wird sich der Plakate in der Bukarester Ausstellung nicht zu schämen haben.“ Professor Desider Sinkovich revolutionierte damit die hiesige Plakatgraphik. Viele Betriebe und Handelsunternehmen schreiben Plakatentwurfswettbewerbe aus, die zumeist Sinkovich gewann. So auch die Konkurrenzausschreibung für den Entwurf der Diplome, die die Teilnehmer der Bukarester Warenmustermesse erhalten sollten.

Plakat von Desider Sinkovich. Signatur/924: TUNGSRAM – elektrische Birnen. (Archiv Richard Weber)



Plakat von Desider Sinkovich: LEDA Timisoara – Fabrica de produse chimice S.A. – Fabrik chemischer Produkte AG. (Archiv: Richard Weber)



Viel Erfolg erzielte er mit seiner 1921 veranstalteten Kunstgewerbeausstellung in der höheren Gewerbeschule, deren Abteilung für Kunstgewerbe er leitete.

Im April 1922 organisierte die Direktion des kaufmännischen Fachblattes „Banati Lloyd“ (Banater Lloyd) auf Initiative der Handelskammer im Börsensaal des Lloydpalastes eine Ausstellung von Plakatentwürfen, Klischees und Warenschutzmarken. Zahlreiche Arbeiten Professor Sinkovich's, die durch originelle Ideen und ausgezeichneter Wirkung auffielen, wurden von der Presse hervorgehoben und gelobt, vom „Banati Lloyd“ am 12. April 1922 aber mit dem ersten Preis bedacht.

Anlässlich einer Kollektivausstellung der Künstler Ferdinand Gallass, Desiderius Sinkovich, Berczi Varga, im Lloydsaal, schreibt die „Arbeiter Zeitung“ vom 15. Juni 1922 unter anderem „... Sinkovich ist bei uns bekannt, schon oft besprochen worden, diesmal fallen von ihm besonders `Sonnenuntergang` und `Winterabend` auf.



Aquarell von Desider Sinkovich nach einem Ölgemälde. Es stellt seinen Großvater mütterlicherseits Jakob Weber (geb. 1824 in Neubeschenowa, gest. 1881 in Temeswar) dar.

(Familienarchiv: Wilhelm Weber)

Öl auf Leinwand: Stilleben Gemüse und Flaschen



In der „Schwäbischen Volkspresse“ vom 21. September 1923 äußerte sich der Wiener Messefachmann Ferdinand Ernst Gruber über die Ausstattung der